

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 197 Winter 2020

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



SCHLAG LICHT



Licht und Schatten

Den Schatten eines Denkmals löst der Künstler Ryts Monet im Meer auf. Das Meer ist für den in Bari geborenen und in Lignano aufgewachsenen Künstler die heimatliche Adria. Das Denkmal – der zu Ehren von Kaiser Franz I. in Opicina 1830 anlässlich der Fertigstellung der Straße ins österreichische Hinterland über der Bucht von Triest errichtete Obelisk – verknüpft den Ausblick in die Weite des Ozeans mit Monets derzeitiger Heimat Wien. Im gleißenden Sonnenlicht hat sich der Obelisk auf einem mit der Methode der Cyanotypie behandelten Papier abgebildet, nachdem es im salzigen Meerwasser gewaschen wurde. Dieses aus Licht entstandene Anti-Monument lässt er in einen Dialog mit der gotischen Madonna im Kirchenraum der Universitätskirche treten. Ihr goldener Strahlenkranz steht wie der Obelisk für materialisiertes Licht, die mittelalterlichen Buntglasfenster hinter dem Altar erstrahlen in der Beleuchtung der aufgehenden Sonne.

Ein Interview mit Ryts Monet findet sich auf S.16ff. in dieser Ausgabe von *Denken+Glauben*.



Ryts Monet, Taking the Shadow of an Obelisk and letting it dissolve into the Sea, Videostill, 2018.

Editorial



„Der Mensch lebt notwendig in einer Begegnung mit anderen Menschen, und ihm wird mit dieser Begegnung in einer je verschiedenen Form eine Verantwortung für den anderen auferlegt.“

Dietrich Bonhoeffer

SCHLAG LICHT

Gegenseitigkeiten

Brauchen wir doch einen starken Staat?

Von Patricia Huber (2)

Von Christian Schacherreiter (3)

Online-Meetings und schlafende Hunde (4)

Von Johannes Thonhauser

Es braucht Augenmaß, Hausverstand, Festigung (8)

Von Robert Gasser

Back to the Sixties bei der Gendergerechtigkeit? (12)

Florian Traussnig im Gespräch
mit Daniela Huber-Peter

Herzen haben keine Knochen (14)

Von Ida Maria Jaritz

Wie ein Schatten sich im Meer auflöst (16)

Alois Kölbl im Gespräch mit dem
Künstler Ryts Monet

Das vertraute Fremde – das fremde Vertraute (19)

Von Herbert Maierhofer

Drei Visionen von morgen (22)

Von Precious Nnebedum, Sr. Gertraud
Johanna Harb und Markus Gönitzer

Die Sicht eines Stakeholders (24)

Von Shahban Shah

Einwürfe (26)

Von Nadine Reyhani

Du wirst wieder geworden sein (27)

Von Harald Koberg

khg community (28)

Der Advent des Jahres 2020 steht unter ganz speziellen Vorzeichen. Das Warten auf das Weihnachtsfest verbindet sich mit dem bangen Warten auf das Ende einer Pandemie verbunden mit Lockdowns und Wirtschaftskrise. Der Adventskalender hat

eine klar definierte Zahl an Fenstern, die sich öffnen, im zweiten Lockdown stellt sich die Frage für viele sehr existenziell und mit Ungewissheit behaftet: Wie lange noch? – Eine beklemmende Stille macht sich breit, nicht die sonst für die Adventszeit viel beschworene und ersehnte, die aus der Hektik des vorweihnachtlichen Getriebes heraustreten lässt. Und doch möglicherweise eine Zäsur, die wappnen könnte für ein Danach einer Konsumgesellschaft, die zu vieles auf die Spitze getrieben und in der Spirale des „immer mehr“ verloren hat.

Es ist nicht das derzeit viel beschworene Licht am Ende des Tunnels, worauf das Cover dieser Ausgabe von *Denken+Glauben* verweist, sondern ein Schlaglicht auf etwas Grundsätzlicheres, wofür die derzeitige Krise auch sensibilisieren könnte: Das Coronavirus hat uns die Fragilität menschlicher Sicherheiten schmerzlich bewusst gemacht. Es hat den Blick geschärft, wie wertvoll und kostbar menschliche Begegnung ist. Eine Erfahrung, die erst wirklich bewusst wird, wenn sie fehlt und vielleicht auch eine, die uns neu und dynamisch mit einer viel fundamentaleren Krise umgehen lässt, wenn wir den Kopf dafür wieder frei haben. Der Künstler Markus Jeschaunig kriert am Cover und in der Bebilderung dieses Heftes sehr emotional das wechselseitige Zueinander des Erdlings Mensch und der von ihm ausgebeuteten Natur, von der er immer existenziell abhängig bleiben wird. Da erinnert der durch einen Glasbaustein einer Industriearbeit geworfene Blick in die aufgehende Sonne an archaisches Wissen und das Ausloten menschlichen Schaffens im Jahreslauf an der Stellung von Sonne, Mond und Gestirnen. Da wird die Höhle einer Lehmgrube zur geheimnisvollen Vulva, oder in einer anderen Szenenfolge der Künstler selbst zum Teil des Lehmbodens. Das Filmprojekt „EARTH LOVE“, das coronabedingt erst im kommenden Jahr in der QL-Galerie zu sehen sein wird, ist ein Liebesakt in performativen Anordnungen und gleichzeitig ein stiller Schrei, der aufbegehrt gegen das Diktat der absoluten Notwendigkeit des wirtschaftlichen Wachstums im Konsumzeitalter, das schon lange nur auf Kosten künftiger Generationen möglich ist. Dazu werfen die Texte dieses Heftes Schlaglichter auf Existenzweisen in der Pandemie und im Lockdown. Konkrete Erfahrungen aus sehr unterschiedlichen Lebens- und Handlungsfeldern, die sich seismographisch zu einer gesellschaftlichen Momentaufnahme verdichten und gleichzeitig die Frage von Chancen der Zukunftsgestaltung auch in der Krise stellen. Gerade wenn der Ton des gesellschaftlichen Diskurses rauer wird, Echoblasen sich immer mehr verselbständigen und Verschwörungstheorien wie Giftpilze sprießen, wird das genaue und beharrliche Hinhören auf je Einzelne umso wichtiger. Die Beiträge dieses Heftes wollen dazu einladen.

Mit den besten Wünschen für eine besinnliche Weihnachtszeit mit Kreativität für gelingende Begegnungsmöglichkeiten und ein gesegnetes Fest.

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

Gegenseitigkeiten

„Koste es, was es wolle“ (© Bruno Kreisky © Sebastian Kurz, 2020).
Brauchen wir doch einen starken Staat?

Von Patricia Huber

Den starken Staat gibt es längst, die Frage ist nur: Für wen macht er sich stark?

Irgendwann in den 1980er Jahren haben Politiker wie Margaret Thatcher und Ronald Reagan angefangen, den Staat, der uns allen (mehr oder weniger) dient, als „starken Staat“ zu bezeichnen. Der Staat, der sich vor allem an den Interessen der Finanzinvestoren und Konzernchefs ausrichtet und sich für die anderen nur mehr wenig zuständig fühlt (Stichwort „Ende des Wohlfahrtsstaates“) – den hat man „schwachen Staat“ oder „Nachwächterstaat“ getauft. Und das hat sich im politischen Diskurs auch durchgesetzt. Sozialstaatlich orientierte Parteien bestehen auf einen „starken Staat“ und neoliberale Kräfte lehnen ihn ab, sie tun so, als wären sie tatsächlich für einen schwachen Staat, der sich nicht einmischt.

Dabei ist der angeblich „schwache“ Staat der Neoliberalen ein sehr starker Staat, die Politikwissenschaft spricht sogar von einem autoritären Staat: dem *autoritären Wettbewerbsstaat*. Denn der real existierende Neoliberalismus kombiniert seit Anbeginn an die Deregulierung der Märkte mit massiven Eingriffen des Staates. Der neoliberale Staat ist massiv interventionistisch – er mischt sich gerne ein. Gleichzeitig ist er auch zutiefst elitär und konservativ. Die Interessen der Finanzmärkte und großen Konzerne haben sich tief in sein Budget, seine Steuerstruktur und seine Gesetze eingeschrieben – die Anliegen der meisten Menschen und kleinen Unternehmen haben sie verdrängt. Daran haben die Corona-Krise bis jetzt und schon davor die Wirtschafts- und Finanzkrise von 2008/09 nichts geändert.

Aber eines haben die letzten beiden Krisen verändert: Die Lebenslüge des Neoliberalismus, dass er ohne Staat funktioniert, lässt sich nicht mehr aufrechterhalten. Regierungen sind bereit, Staatsbudgets in gigantischem Ausmaß zur Verfügung zu stellen, um die bestehenden Besitz- und Machtzentren der Wirtschaft zu schützen. Aber bei Ausgaben für Gesundheit, Soziales oder Wohnungen wird der Staat plötzlich schwach und arm: Kein Geld, keine Handlungsmacht, kein „Koste es, was es wolle“.

Wem soll der Staat dienen? Wer definiert die Ziele staatlichen Handelns und wer darf mitentscheiden? Ein Merkmal des monströsen neoliberalen Staates ist es ja auch, dass die demokratische Vermittlung durch Parteien oder Parlamente an Bedeutung verloren hat – all das, wo die breite Masse Einfluss auf die Politik nehmen kann. Die Exekutive aus Regierung und Beamtenstab

wird immer mächtiger, was sich auf EU-Ebene noch weiter zuspitzt. Die Reichen und Mächtigen brauchen keine Parteien zur Vermittlung, sie sitzen selbst mit am Tisch oder lobbyieren für Verordnungen, Steuersenkungen sowie Finanzspritzen in ihrem Interesse.

Natürlich sollten wir dem Staat wieder abringen, für die breite Masse der Menschen stark zu sein – und nicht nur für das oberste Prozent. Natürlich sollten Konzerne Steuern zahlen wie jeder andere auch, damit Geld für öffentliche Investitionen da ist. Natürlich sollte das Geld auch fließen, um die Klima- oder die Arbeitsmarktkrise zu bewältigen und nicht in erster Linie, um das Vermögen der Eigentümerfamilien zu retten. Auf der anderen Seite kann der Staat gerne auch wieder ein bisschen schwächer werden, weniger autoritär: Er kann sich gegenüber den Interessen der Vielen öffnen – den zivilgesellschaftlichen Bewegungen, Gewerkschaften und der lokalen Wirtschaft. Gleichzeitig kann, ja muss er die globalen Konzerne und Finanzinvestoren in ihrer Macht beschränken.



Patricia Huber,
geb. 1985 in Wien. Studierte Politikwissen-
schaft in Wien und Public Relations und
Integrierte Kommunikation in Krems.
Lektorin an der Universität Wien und Chef-
redakteurin des sozialdemokratischen
Online-Magazins *kontrast.at*.

Foto: Zerbes

Gegenseitigkeiten

„Koste es, was es wolle“ (© Bruno Kreisky © Sebastian Kurz, 2020).
Brauchen wir doch einen starken Staat?
Von Christian Schacherreiter

Das Corona-Virus bringt nicht nur unseren gewohnten Alltag durcheinander, sondern auch die vertrauten politischen Streitfelder. Ein grüner Gesundheitsminister sieht sich genötigt, Seite an Seite mit einem türkisen Innenminister die Autorität des Staates gegen jene durchzusetzen, die Masken verweigern und Sperrstunden überziehen. Die FPÖ, die bislang recht selten durch liberaldemokratisches Engagement aufgefallen ist, macht sich plötzlich Sorgen um bürgerliche Freiheitsrechte. Und der türkise Bundeskanzler und sein Finanzminister werfen Geld unters Volk, als wollten sie sämtliche Sozialdemokraten links überholen.

Was ist passiert? Die wirtschaftlichen Folgen der Corona-Krise machen nicht nur Kanzler Sebastian Kurz und Finanzminister Gernot Blümel Sorgen, sondern allen betroffenen Ländern. Es wäre borniert, in Zeiten wie diesen am Ziel eines ausgeglichenen Staatshaushalts festzuhalten. Ob Kurzarbeit, gestundete Steuern oder Investitionsprämie, die Hilfsmaßnahmen der Regierung für Betriebe und Arbeitnehmerschaft sind grundsätzlich zu begrüßen. Dennoch sollte man nicht verdrängen, dass diese Koste-es-was-es-wolle-Politik keine Dauerlösung sein kann und dass die Corona-Krise sicher nicht geeignet ist, einen grundsätzlichen „Systemwechsel“ herbeizuorakeln.

Eine Politik, die Staatsverschuldung niedrig halten will, wäre zwar in der aktuellen Situation kontraproduktiv, sie ist aber nicht grundsätzlich falsch. John Maynard Keynes, den die Propagandisten umfassender staatlicher Versorgung ebenso oft wie falsch zitieren, war durchaus nicht der Meinung, dass hohe Verschuldung eines Staats auf Dauer kein Problem sei. In wirtschaftlich guten Zeiten soll Letzterer sein Budget sehr wohl wieder in Ordnung bringen. Das wird auch uns nicht erspart bleiben.

Dass Staatsverschuldung in Europa derzeit nicht zum massiven Problem wird, liegt vor allem daran, dass die Zinsen sehr niedrig gehalten werden. Für kleine Sparer ist das frustrierend, aber private wie öffentliche Kreditnehmerinnen und -nehmer profitieren davon. Ohne gezielte Schuldenprogramme der Europäischen Zentralbank wäre das gar nicht möglich. Wie lange dieser Interventionismus noch gut geht, ist aber schwer zu prognostizieren. Dass künftige Generationen eine unangenehm hohe Rechnung bezahlen müssen, kann man nicht ausschließen.

Ein weiteres Problem könnte dann auftreten, wenn die staatlichen Hilfsprogramme zu lange weitergeführt werden – nicht nur wegen der steigenden Verschuldung, sondern auch aus

strukturellen Gründen. Manche Firmen, die auch unter „normalen“ Umständen konkursreif wären, werden derzeit durch Hilfsmaßnahmen künstlich am Leben gehalten. Dadurch wird die übliche Marktberreinigung aufgestaut. Bricht dieser Damm, könnten die maroden Betriebe auch gesunde mit sich reißen.

Krisen sind immer eine willkommene Selbstdarstellungschance für antikapitalistische „Visionäre“, die den längst fälligen „Systemwechsel“ predigen, die Superreichen mit 90% besteuern, die Konzerne verstaatlichen, den freien Welthandel zugunsten des Klimas herunterfahren, gleichzeitig aber die Mittel für Sozialpolitik vervielfachen wollen. Wie das im Detail funktionieren soll, sagen sie nicht. Vielleicht ahnen sie, dass diese beste aller möglichen Welten nur das Werk einer allmächtigen Weltregierung sein könnte. Die totalitäre Vision eines paternalistischen Superstaats erzeugt bei mir nicht Hoffnung, sondern Furcht und Schrecken. Ich vertraue lieber auf eine behutsam regulierte Marktwirtschaft und auf klug geführte Staaten, die ihre Zuständigkeiten, aber auch ihre Grenzen rational und demokratisch definieren.



Christian Schacherreiter,
promovierter Germanist, Autor und
Literaturkritiker, Lehrbeauftragter für
Literaturwissenschaft an der Pädagogischen
Hochschule der Diözese Linz.
Letzte Veröffentlichung: *Im Heizhaus der
sozialen Wärme. Das Wartungs-
protokoll des Linkliberalismus* (2020)

Foto: privat

Online-Meetings und schlafende Hunde

Eine Homestory über die Virtualisierung der Bildungslandschaft
Von Johannes Thonhauser



Markus Jeschaunig, EARTH LOVE, 2020. Foto © Lena Prehal

Noch fünf Minuten bis zum Online-Meeting. Schnell noch wenigstens einen halbwegs akzeptablen Pulli über das ausgewaschene T-Shirt ziehen, eine Tasse Kaffee holen und ... na ja. Wo war nochmal schnell der Link zum Meeting-Room? Gefunden. Die Konferenz-Software blendet mir kurz vor dem Einstieg in den virtuellen Raum das Bild ein, das man während der Konferenz von mir sehen wird. „Willst du dich wirklich so der Öffentlichkeit zeigen?“, scheint das Dialogfenster mich zu fragen. In Zeiten der exzessiven Selbstinszenierung erwischt mich diese Anzeige jedes Mal aufs Neue etwas unvorbereitet.

Wir greifen uns weniger an

Mit den Lockdowns seit März kamen die Videokonferenzen in unsere Wohnzimmer. Dazu meinte ein kluger Mensch beim *3sat*-Intellektuellen Scobel, man solle in dieser Krise nicht so sehr vom „Social Distancing“ sprechen, sondern vielmehr vom „Physical Distancing“. Wir greifen uns weniger an, weil uns das Angreifen angreifbarer mache. Das führt einerseits zu (zweifellos nicht nur, aber manchmal auch) bedrückenden Berührungsverlusten. Andererseits führen die zahlreichen digitalen Kommunikations- und Interaktionsmöglichkeiten keineswegs zu

sozialer Distanz. Ich glaube nicht, dass ich seit dem Lockdown mit weniger Menschen im Austausch war als davor. Aber eben anders. Gerade die Flut an Videokonferenzen gewährte plötzlich Menschen einen Einblick in einen Teil der Privatsphäre, mit denen man bislang über eher formelle Arbeitsbeziehungen verbunden war: Studierenden, die womöglich vom Freizeit-Outfit ihrer Lehrenden überrascht sind, Kolleginnen, die sich zu den Babyfotos im Hintergrund erkundigen, oder Freunden, mit denen man in einer Art virtueller Stammtischrunde über das letzte Heimwerkerprojekt fachsimpelt.

Soziologisch Interessierten bieten diese Videomeetings mitunter auch Material für mehr oder weniger aufschlussreiche Milieustudien. Dass eine Kollegin kürzlich bei fast allen Konferenzteilnehmer/innen Bücherregale derselben schwedischen Einrichtungshauskette ausmachte, bestätigt nur einmal mehr, wie sehr die soziale Lage auch Stil und Geschmack beeinflusst. Es spricht viel dafür, dass das Home Office mit der Videokonferenzkultur auch zu einer Art Echokammer des sozialen Milieus wird. Man zeigt schließlich nur das, was von den anderen auch gesehen werden soll.

Natürlich kann man sich diesem Umstand auch ein Stück weit entziehen. Einige Konferenztools bieten zum Beispiel die Möglichkeit, den eigenen Hintergrund im Milchglaslook zu verwischen. Das könnte aber den ungewollten Eindruck erwecken, man hätte etwas zu verbergen – und wenn es nur der Eindruck der Unaufgeräumtheit ist. Da nutzt man dann doch lieber die Illusion eines generierten Hintergrundbildes und suggeriert einen Aufenthaltsort in einem sonnendurchfluteten Waldstück oder vor der Golden Gate Bridge. Spätestens beim ersten Kopfnicken verrät aber die nur mittelmäßige Grafikkarte den ohnehin durchschaubaren Fake.

Der Chaosfaktor ist hoch

Ganz ohne Inszenierung geht es übrigens auch bei mir nicht. Eine Kollegin zeigte sich verwundert, dass in meinem Bücherregal noch immer die Langenscheidt-Wörterbücher aus meiner Schulzeit stehen. Wer braucht so etwas im 21. Jahrhundert? Tatsächlich habe ich diese Bücher schon länger nicht mehr angegriffen, man konsultiert ja bei einschlägigen Fragestellungen ohnehin das Internet. Also habe ich mein Bücherregal, zumindest jenen Bereich, der bei den Videokonferenzen sichtbar ist, umgestellt. Jetzt stehen da lauter schlaue Bücher der Reihe *suhrkamp taschenbuch wissenschaft*. Das sind die kleinen dunkelgrauen mit der lila Schrift. Groß genug, um Eindruck zu schinden, klein genug, um zu verhindern, dass jemand die einzelnen Titel entziffern kann und womöglich auf die Idee käme, mich in ein Gespräch über deren Inhalte zu verwickeln. Man kann schließlich nicht alles lesen.

Interessanterweise ist das Zimmer, in dem ich an Videokonferenzen teilnehme, das unaufgeräumteste des Hauses. Was zählt, ist nur der Webcam-Blickfang, daneben und dahinter herrscht das Chaos. Der Grund dafür ist meine knapp zwei Jahre alte Tochter, die ausgerechnet mein Home Office als Lieblingsspielzimmer auserkoren hat. So türmen sich im Windschatten der Webcam neben diversen Konferenz- und Lehrveranstaltungsunterlagen längst Kinderbücher und Stickeralben, darauf liegt fluoridfreie Zahnpasta oder Besteck aus der Spielküche. Meinen Kolleginnen und Kollegen geht es da nicht besser, vor allem nicht jenen mit schulpflichtigen Kindern. Der Chaosfaktor steigt mit dem Alter der Kinder an. Letztens legte eines der Kollegenkinder eine Konferenz mit etwa siebzig Teilnehmern und Teilnehmerinnen vorübergehend lahm, weil sein Vater übersehen hatte, dass es die Stummschaltung aufgehoben hatte und das nun permanent übersteuernde Mikrofon seines Laptops die Ansprache der Rektorin sabotierte.

Wenn ich noch Student wäre, würde mein Studierzimmer bestimmt aufgeräumt sein. Denn die neuen Zeiten erfordern ja auch neue Vorkehrungen im Falle von virtuell umgesetzten Prüfungsgesprächen. Da müssen die Studierenden dann mit der Webcam das ganze Zimmer einmal herzeigen. Um die Möglichkeit für etwaige Täuschungsversuche einzuschränken. Ein Schelm, wer denkt, Helferinnen und Helfer bei der Prüfung könnten sich hinter der Webcam verstecken oder unter dem Tisch hocken.

Videosessions „für die Fisch“

Bei mir unter dem Tisch liegt meine Hündin. Sie war bei so ziemlich jeder Videokonferenz seit dem Lockdown im März dabei und ich frage mich oft, wie sie wohl diese komischen Laute und Stimmkaskaden aus dem Laptop wahrnimmt. Manchmal bringt sie mich in Verlegenheit. Meine Hündin bellt nämlich, während sie träumt. Die Pfoten wackeln, als ob sie in ihrem Traum über eine große, weite Wiese laufen würde. Und dazu bellt sie. Ganz leise, ganz hoch. Und wenn sie damit beginnt, wenn ich gerade mein Mikro eingeschalten habe, um ein Kommentar in der Konferenz abzugeben, ist das Weiterprechen „für die Fisch“.

Apropos Fisch. Auch Haustiere sind aufschlussreich für die entsprechenden Milieus der Konferenzteilnehmer/innen. Ich habe zum Beispiel schon zahlreiche Katzen über den Bildschirm huschen gesehen, aber noch bei niemandem ein Aquarium erspäht. Was sagen Aquarien über ihre Besitzer und Besitzerinnen? Zu wenig Zeit für Haustiere, mit denen man sich beschäftigen muss? Tendenziell kein Garten, kein Haus, eher eine Wohnung in urbaner Lage, wo Spaziergehen eben nicht so tierfreundlich ist? Und eher mit Partner oder Partnerin? Hunde und Katzen



Markus Jeschaunig, EARTH LOVE, 2020. Foto © Lena Prehal

sind ja oft auch Partnerersatz und Gefährten im Alltag. Fische eher weniger. Fische strahlen aber Ruhe aus, sind also ideal für Menschen, die abends nach einem anstrengenden Arbeitstag keinen aufgeregten Zappelhund mehr brauchen, sondern eben gechillte Guppys.

Für meine Hündin jedenfalls waren die Zeiten der Lockdowns sicher die schönsten ihres Lebens. Jeden Tag mehrmalige ausgedehnte Spaziergänge; noch dazu kein täglicher Trennungsschmerz mehr, denn das Rudel war ja vollzählig zuhause. Ich nutzte die Spaziergänge, um mir Konzepte zu überlegen, wie die plötzliche Umstellung des Hochschulbetriebs auf virtuelle Lehre einigermaßen funktionieren könnte. Zum Beispiel für das allseits beliebte und überaus spannende Proseminar „Einführung in das wissenschaftliche Arbeiten“. Vor einigen Wochen stand ich vor der Herausforderung, die obligate Bibliotheksführung für diese Lehrveranstaltung in virtueller Form durchzuführen. Also nahm ich meine Kamera, ging in die Bibliothek und erstellte kurze Videosequenzen, für die ich anschließend eine Tonspur mit meinen Erläuterungen aufnehmen wollte. Nach stundenlanger Bearbeitung und Besprechung kam dann der große Moment der Fertigstellung. Das ernüchternde Ergebnis: Weder mein Know How noch meine Ausrüstung reichten für ein halbwegs zufriedenstellendes Ergebnis aus. Und so wurde aus dem Video eine simple Powerpoint-Präsentation mit Standbildabfolge, die ich mit vermutlich einem Viertel der investierten Zeit

genauso gut erstellen hätte können. Zu meiner Beruhigung denke ich mir: Die virtuelle Lehrerfahrung der letzten Monate war vermutlich für alle Beteiligten hauptsächlich eine virtuelle Lernerfahrung. Auch für mich.

Vom Home Office zum Lecture Room

Wahrscheinlich befindet sich unsere gesamte Bildungslandschaft mit der Coronakrise an einem historischen Wendepunkt. Galten Videokonferenzen vor gut einem halben Jahr für die meisten von uns als eine Erscheinung digitaler Dekadenz (wofür soll man sich beim Telefonieren sehen müssen?), sind sie mittlerweile selbstverständliche Begleiterinnen im Alltag geworden. Ich frage mich oft – und das völlig emotionslos –, wohin uns der Digitalisierungsschub, den das Virus mit sich bringt, führen wird.

Wenn die Prognose stimmt, dass zukünftig ökonomische Zwänge selbst die größten Unternehmen dazu bewegen werden, ihre Belegschaft vermehrt ins Home Office zu schicken, um Mieten für Büroflächen zu sparen; wenn international agierende Konzerne zukünftig ihre Managerinnen und Manager nicht mehr für eine Vormittagsbesprechung von Frankfurt nach London fliegen lassen werden, weil ein Videomeeting es auch tut; wenn selbst politische Gipfeltreffen in virtueller Form ein willkommenes Einsparungspotential für die öffentlichen Hand bieten – wer oder was sollte dann Universitäten und



Markus Jeschaunig, EARTH LOVE, 2020. Foto © Lena Prehal

Hochschulen, die ja ohnehin immer stärker denselben ökonomischen Zwängen unterliegen, daran hindern, nicht auch den Vorlesungsbetrieb gänzlich zu virtualisieren? Bitte nicht falsch verstehen: Ich bin überzeugt davon, dass die reale Begegnung und der unmittelbare Austausch von Menschen ein unverzichtbares Element des von- und miteinander Lernens ist. Deswegen glaube ich auch nicht, dass sich die gänzliche Virtualisierung von Formaten mit Übungs-, Praxis- oder Seminarcharakter langfristig durchsetzen wird.

Aber wird sich dieses Argument für Vorlesungen aufrechterhalten lassen? Noch dazu für solche, die im überfüllten Audimax als One-(Wo)Man-Show durchgezogen werden und wenig bis keinerlei Interaktion zwischen Lehrenden und Studierenden erlauben? Man würde sich, so höre ich die Rationalisierungsbeauftragten schon argumentieren, hunderte, ja tausende Quadratmeter an Raumfläche ersparen, die Kosten für Raumpflege, Ausstattung und Wartung dieser Ausstattung deutlich senken, sogar der Verwaltungsaufwand wäre geringer ...

Nur: Was gibt den Lehrenden die Sicherheit, dass deren aufgezeichneten Vorlesungen nicht gegen sie selbst verwendet werden? Einmal aufgezeichnet, könnte es im nächsten Studienjahr heißen: „Diese Vorlesung wird heuer nicht gehalten, die Studierenden können sich die Inhalte ja auch vom letzten Studienjahr ansehen.“ Und Prüfungstermine könnten ohnehin über mehrere Semester angeboten

werden. Das Gegenargument der forschungsgeleiteten Lehre zöge ja noch, aber wie viele Fachbereiche können von sich behaupten, eine derart dynamische Forschungsmaterie zu vermitteln, dass jedes Studienjahr der Vorlesungsinhalt wesentlich erneuert werden müsse?

Hündische Paradoxien

Werden wir also in absehbarer Zukunft unsere Home Offices und Studierzimmer endgültig zu „Lecture Rooms“ erweitern? Wie sich die Dinge entwickeln werden, ist, wie alle Zukunftsprognosen, letztlich Kaffeesudleserei. In Krisenzeiten haben ja bekanntlich die selbsternannten Prophetinnen und Propheten Hochkonjunktur. Warum sie selten Recht behalten, liegt nicht nur an dem einfachen Umstand, dass soziale Verflechtungen mit fortschreitender Globalisierung immer komplexer werden und damit Prognosen zum langfristigen gesellschaftlichen Wandel ähnlich treffsicher wie Wettervorhersagen für das kommende Jahr sind. Eine soziologische Grundannahme dazu lautet: Menschliches Handeln, wie planvoll es auch immer sein mag, erzeugt eben häufig unbeabsichtigte Konsequenzen.

So war es wohl nicht im Sinne der europäischen Regierungen, mit ihren Corona-Maßnahmen die Szene der Verschwörungstheoretiker/innen zu einer ernsthaften politischen Kraft heranwachsen zu lassen. Und wer weiß, womöglich wird auch das Vorantreiben der Digitalisierung einen flächendeckenden Blackout provozieren, der uns die nächste Krise beschert. Krisen sind oft Beschleunigungsmotoren des sozialen Wandels. Sie verändern Gesellschaften nicht grundlegend, sondern verleihen dem schon Bestehenden eine größere Dynamik: So gab es bereits vor COVID-19 Verschwörungstheorien. Galten ihre Anhängerinnen und Anhänger zuvor vielleicht als harmlose Spinner, erleben sie jetzt Zulauf aus so ziemlich allen politischen und sozialen Milieus. Und es gab bereits zuvor eine kontinuierliche Digitalisierung der Bildungslandschaft. War die Bereitschaft, sich darauf einzulassen, bis vor der Krise noch eine Generationenfrage, wurde sie mit den Lockdowns alternativlos. Das Virus hat also die schlafenden Hunde geweckt. Meine Hündin hingegen schläft gerade wieder tief. Und traumlos.



Johannes Thonhauser, geb. 1981 im Lavanttal, studierte Soziologie, Theologie und Geschichte in Graz und ist Hochschullehrer an der Kirchlichen Pädagogischen Hochschule der Diözese Graz-Seckau.

Foto: Wallner

Es braucht Augenmaß, Hausverstand, Festigung

Ein Mediziner blickt auf die Pandemie
Von Robert Gasser

Die Corona-Pandemie und die mit ihr einhergehenden Krisen, Politiken und Herausforderungen haben unsere Lebensweise drastisch verändert. Als Kardiologe und Wissenschaftler sowie als beobachtender und interpretierender Zeitgenosse werfe ich hier ein paar persönliche und analytische Schlaglichter auf Gegenwart und Zukunft.

Eine Pandemie dämmert herauf

Es schien selbstverständlich, dass die neue Lungenerkrankung auf China beschränkt bliebe – ähnlich wie Ebola auf den subsaharischen Raum; oder SARS-1 uns nie erreichte. In meinem 35 Jahre langen Berufsleben als Kardiologe kann ich auf eine Vielzahl von Entwicklungen zurückblicken, welche ständig Verbesserungen, Lebensverlängerungen, raschere Heilungen, aber auch Fehlschläge hervorgebracht hatten. Eine richtige Seuche hätte für mich wohl meine ärztliche Erfahrung komplettiert, fand sich eine solche doch in praktisch allen Biographien vergangener Ärzte. Aus meinen Beobachtungen schien es mir allerdings unmöglich, in meiner Lebenszeit tatsächlich noch einer Pandemie zu begegnen, der wir praktisch machtlos gegenüberstehen. Entsprechend nachlässig war mein Interesse an den Geschehnissen bis zum „Lockdown“. Doch die Perkolation bzw. Verbreitung des Erregers verlief im März plötzlich in erschreckendem Tempo und Medien aller Art überboten sich ab nun darin, die Menschen mit schrecklichen Bildern aus überfüllten Krankenhäusern, von gestapelten Särgen, mit politisch unhaltbaren Kommentaren und ähnlichem zu fluten. Die im Herbst folgende zweite Welle überbot die erste dann noch um ein Vielfaches.

Sozialhistorische und kulturalanthropologische Entwicklungen

Die Seuchengeschichte, die, wie rezente gentechnische Untersuchungen zeigen, mit dem Zusammenschluss von Menschen und einfachen sozial interaktiven Gruppen begonnen hat, begleitet die Menschheit somit durchgehend und ist mit allen ihren Aspekten in das individuelle, aber auch das kollektive Unbewusste eingebrannt, entfacht

archetypische Verhaltens- und Schutzmechanismen und taucht in sich wiederholenden Mustern zu allen Zeiten wieder auf. Unser Unbewusstes hat sich über die Jahrtausende daran angepasst und gelernt, mit Krankheit und Seuche zu leben. Vieles von dem durch die Jahrtausende Erlebten verankert sich tief im Unbewussten und wird teilweise sogar mit unseren Genen weitergegeben.

Wissenschaftlich gesehen ist des Unbewusste die größte Ressource (zum Teil auch genetisch über die so genannte Phylogenese hinweg etablierte), die wir haben. Das Unbewusste führt uns meist effizienter als der rationale Verstand, kann aber auch zum Motor verschiedenster Kurzschlusshandlungen werden (z.B. Hamsterkäufe, irrationales Hervorbrechen von Konflikten, Fanatismus, gesellschaftliche Spaltung, Angst- und Anpassungsstörungen, Aggression, Lethargie etc.). Gerade in Zeiten von unklaren, unvorhergesehenen Bedrohungen werden Ressourcen des Unbewussten mobilisiert und *archaische Verhaltensmuster* treten zum Vorschein: Hinwendung zu magisch-mystischen Erklärungen, Religion, Askese, Buße und Selbstgeißelung (siehe etwa die Flagellanten des Mittelalters), aber auch das vollkommene Gegenteil, das Sich-Hingeben dem aussichtslosen Schicksal in ekstatisch-tabulosen Feiern.

Die psychischen Folgen der Pandemie haben ihren Ursprung auch in diesem komplexen Unbewussten und können daher nicht einfach durch sachliche Argumentation oder Besserung der Situation (Arbeitsmarkt, Impfung etc.) behoben werden. Sie äußern sich in Schlafstörungen, vermehrtem Sucht- und Rauschmittelkonsum, Angstsymptomen oder depressiven Verstimmungen mit einer Vielzahl von Auswirkungen im Alltag. Im eigenen Fach konnten wir beobachten, dass die Zahl der im Spital aufgenommenen Herzinfarkte während der ersten Monate der COVID-19 Krise deutlich zurückging, während sich die Sterblichkeit an Herzinfarkten (deshalb weil das Spital eben nicht aufgesucht wurde) deutlich erhöhte.



Markus Jeschaunig, EARTH LOVE, 2020. Foto © Lena Prehal

Studien zeigten, dass etwa 40% weniger Patientinnen und Patienten mit Herzinfarkt ein Spital aufsuchten, nämlich aus der irrationalen Angst, dort mit COVID-19 angesteckt zu werden. Dies ist ein interessantes Beispiel für einen Kollateralschaden der durch unkontrollierbare Ängste aus dem Unbewussten entsteht.

Übertragung, Schutz und Therapie

Historisch gesehen war es lange Zeit unklar, wie seuchenhafte Erkrankungen übertragen werden. Vor allem das plötzliche Auftreten und, mehr noch, das plötzliche Verschwinden sorgte für Kopfzerbrechen durch die Jahrhunderte und konnte nur durch einen höheren Willen erklärt werden. Dass bei seuchenhaften Erkrankungen wie zum Beispiel der Pest höchstwahrscheinlich Mikroorganismen beteiligt sind, beschrieb übrigens erstmals ein Jesuitenpater, Athanasius Kircher, aufgrund eigener mikroskopischer Untersuchungen von Eiter und Blut aus Pestbeulen, die er 1656, also fast 250 Jahre vor der bahnbrechenden Entdeckung des Erregers durch Yersin niederschrieb und auch als Teil der Pestmiasmen beschrieb („Tröpfchenübertragung“). Ob es tatsächlich die Pesterreger waren, die er in seinem (schwachen) Mikroskop gesehen hatte, sei dahin gestellt, er war es jedoch, der diese These als Erster postulierte. Die vollständige Hilflosigkeit sowie das Unverständnis gegenüber seuchenhaften Erkrankungen schlägt sich auch in der

Sprache nieder: man wird von der Seuche „befallen“, die Seuche ist über das Land „hereingebrochen“, man sei von der Erkrankung „betroffen“, „getroffen“, „besessen“, die Krankheit „austreiben“, mit der Krankheit „geschlagen“.

Mein bleierne Lockdown-Erlebnis

Für mich persönlich gehörten die ersten Monate nach dem Auftreten von COVID-19 in Österreich zu den interessantesten in meiner gesamten ärztlichen Tätigkeit. Ich konnte alle aus der Literatur bekannten Verhaltensweisen (von Hamsterkäufen über Denunziantentum bis zu Existenzängsten, Panikmache und Selbstgefährdung) in meinem Umfeld, bei Patienten, in der Politik und den Medien finden. Darüber hinaus habe ich natürlich auch aufmerksam mein eigenes Verhalten studieren können, das Hin- und Hergerissen-Sein zwischen unterschiedlichen Stimmungen. Allem vorweg, und das erstaunte mich, empfand ich während des ersten und zweiten Lockdowns eine Art bleierne Schwere, eine ständige Müdigkeit. Auch andere Kolleg/innen und Bekannte berichteten Ähnliches. Hannah Arendt hat 1958 eine Gesellschaft beschrieben, die, nach einem Höhenflug der Ausschöpfung aller kreativen menschlichen Potentiale in eine tödliche, passive Sterilität stürzt. Ähnlich habe ich den ersten Lockdown und die Folgemonate erlebt: eine Erschöpfung, die keine Entspannung, sondern eine lähmende Unruhe war, kein gelassenes Nicht-Tun.



Markus Jeschaunig, EARTH LOVE, 2020. Foto © Lena Prehal

Auch manche Menschen um mich hatten sich stark verändert, bei labilen Persönlichkeiten zeigte sich oft zunehmendes Misstrauen in die Ärzteschaft und Politik. Immer öfter las man von „Verschwörungstheoretikern“, auch Menschen im eigenen Umfeld, die bisher unauffällig waren, verrannten sich in sinnlose Debatten und Theorien, waren oft so gefangen in ihren Schutzbehauptungen und Erklärungsmodellen aller Richtungen, dass ein offener, normaler Diskurs schwer bis gar nicht möglich wurde. Allerdings muss in selbigem Atemzuge erwähnt werden, dass die laufend betriebene Verunsicherung der Bevölkerung wesentlich dazu beiträgt, solche Strömungen und Verhaltensweisen zu verfestigen. Leere Krankenhäuser am Anfang der Epidemie, widersprüchliche Aussagen von Politik und Wissenschaft sowie ein laufender Strategiewechsel bei Verordnungen, eine Wechseldusche zwischen Schönreden und Panikmache und die Beobachtung, dass unter wochenlanger Verschärfung der Maßnahmen erst recht steigende Infektionszahlen zu sehen waren – all das hinterlässt selbst bei hartgesottenen wissenschaftlich orientierten Ärzten den Eindruck, dass die Erkrankung in ihrem Wesen bislang noch nicht wirklich ausreichend verstanden wurde. So veröffentlichten etwa die international angesehenen Experten Sunetra Gupta (Oxford), Jay Bhattacharya

(Stanford) und Martin Kulldorf (Harvard) im Oktober ein Communiqué, in welchem sie die Rücknahme der verhängten Maßnahmen forderten und – entgegen aller bisherigen Empfehlungen – für eine völlig neue Strategie im Umgang mit der Pandemie warben. Auch diese sogenannte „Great Barrington Declaration“ ist mit Blick auf den Stand der Erkenntnisse und der Massivität der zweiten Welle schwer einzuordnen.

Die Suche nach Schuldigen

Hysterische Schuldzuweisungen konnte man nicht nur im Mittelalter, sondern auch im Spätsommer dieses Jahres erleben, als die Gruppe der sogenannten „Kroatienheimkehrer“ als verantwortungslos und ursächlich für die plötzliche Wiederausbreitung der Seuche hochstilisiert wurde. Menschen berichteten, dass sie bereits Angst hatten, zu erzählen, ihren Urlaub an der dalmatinischen Küste verbracht zu haben, zu weit wäre die Hetze schon fortgeschritten. Die Suche nach Schuldigen machte dort nicht halt, schürte Xenophobie und Vorurteile: „billige ausländische Erntearbeiter“, „Schlachthofarbeiter aus dem Osten“, Menschen, die in prekären Verhältnissen leben wie in „Flüchtlingsunterkünften“, „ausländische Pflegekräfte“, religiöse Gruppierungen, die

„aus Rumänien“ stammen, „türkische Hochzeitsfeiern“, Leiharbeiter, feiernde Jugendliche, Diskobesucher etc. Ich fand dies beunruhigend.

Der Weg nach innen

Da uns das Unbewusste eigentlich nicht zugänglich ist, als läge es hinter einem Vorhang, versucht der Mensch seit Urzeiten, diese Ressource zu erschließen, sei dies durch Rituale, Tanzen, Drogen, Trancen, Orakel, Gebet, Fasten, Eremitage, Meditation oder Exerzitien. Im Unbewussten liegt ein großer, unbekannter Teil unserer Seele, zahlreiche Reaktionen und Verarbeitungsprozesse finden dort statt. Durch Annäherung an diesen in uns verborgenen Bewusstseinsanteil kann der Mensch auf fast unerschöpfliche geistige Ressourcen zurückgreifen, innere Widerstände loslassen und dadurch eine völlig andere Art von Selbstbewusstsein gewinnen. Ein Sich-Orientieren im Hier und Jetzt, ohne Projektion auf eine fiktive Zukunft, ermöglicht so spontanes Handeln und Entscheiden. Ein ähnlicher Zugang wird in den asiatischen Kampfkünsten, bei autogenem Training, aber auch bei Gebet und Meditation verwendet. Dadurch gelingt es uns leichter, mit den Geschehnissen umzugehen, die „CPU-Auslastung“ unseres Gehirns herunterzusetzen und inneren Frieden und Gelassenheit zu finden.

Normalerweise fokussieren wir unsere Aufmerksamkeit nach außen und richten uns nach den alltäglichen Gegebenheiten mit unterschiedlichem Erfolg. Trance, Gebet, Meditation und hypnotische Zustände sind dadurch gekennzeichnet, dass sich die Aufmerksamkeit nach innen fokussiert und Teile des Unbewussten zugänglich werden, die uns ansonsten verborgen bleiben. Die „innere Stimme“ im Sinne anderer Bewältigungsstrategien und Intuition kann uns im Umgang mit komplexen Belastungen gut unterstützen. Am 17. März 2020, dem Tag nach der Verhängung des ersten Lockdowns, rief der Salzburger Erzbischof Franz Lackner in einem bemerkenswerten Brief zum Gebet auf, angesichts von „Zeiten der Einschränkung, von Not und Krankheit“. Beten bekäme „in diesen Zeiten eine neue Dringlichkeit und könne in dieser Situation eine Hilfe sein. Vertrauen und Hoffnung könne unsere Immunkräfte stärken und uns widerstandsfähig machen für alles, was uns schaden möchte.“ In der Tat zeigen zahlreiche Studien, dass Glaube an eine höhere Instanz, Meditation und andere Formen der Verinnerlichung Einfluss auf Stressverarbeitung, Blutdruck, Herzfrequenz und nicht zuletzt auf das Immunsystem haben. Bezüglich der gegenwärtigen Pandemie gibt es dazu zwar keine umfassenden Untersuchungen, wohl aber eine nennenswerte und ausführliche Empfehlung des US-amerikanischen *Center for Disease Control and Prevention* vom Juli 2020, wo ebenfalls darauf hingewiesen wird, dass die neue Pandemie massive Angst- und Stresszustände bei Jugendlichen und Erwachsenen mit schweren psychischen

Folgen hervorrufen kann. Daher werden Methoden zu Stressbewältigung dringend empfohlen und der Bevölkerung wird nahegelegt, „tiefe Atemzüge zu nehmen, zu meditieren, regelmäßigen Sport zu betreiben und soziale Medien für Kontakte mit der Familie zu verwenden“.

Augenmaß statt Exzess

Persönlich versuche ich, mich vor allem auf die positiven Aspekte der gegenwärtigen Krise zu fokussieren und in eine rosige Zukunft zu blicken: ein enormer Digitalisierungsschub, eine Umweltentlastung durch weniger Abgase und Schadstoffe, ein allgemeines Hinterfragen der exzessiven Konsumgesellschaft und des Massentourismus, anstelle dessen sanftere und nachhaltigere Tourismuskonzepte, ein massiver Vorstoß in der virologischen und epidemiologischen Forschung mit nahender Impfung, eine Hinwendung zu kontemplativeren Freizeitgestaltungen, wesentlich mehr körperliche Ertüchtigung in Urlauben und an Wochenenden, neue nachhaltige Wirtschaftskonzepte nach einer Bereinigung überschießender Kapazitäten und ressourcenschonende Herstellungsmethoden. Ebenso erhoffe und erwarte ich mehr visionäre Ideen bezüglich Carsharing, grüner Metropolen (Paris und Wien liegen da derzeit förmlich im Wettstreit) und umweltfreundlicher Technologien. Es braucht eindeutig auch eine Zunahme der Wertschätzung von positiven zwischenmenschlichen Kontakten und Solidarität. Medizinisch gesehen glaube ich, dass sich die Therapie von COVID-19 durch ein besseres Verständnis der Erkrankungsmechanismen deutlich verändern und die Sterblichkeit an der Erkrankung weiter sinken wird. Die Entwicklung eines sicheren und effektiven Impfstoffes ist zwar einigen Schwierigkeiten begegnet, es zeigt sich aber diesbezüglich bereits eine Bewegung in die richtige Richtung. Dennoch ist es wichtig, Behandlungsstrategien für die bereits Erkrankten zu verbessern und besonders gefährdete Risikogruppen gut zu schützen. Alle gesetzten Maßnahmen müssen allerdings gut abgewogen werden, damit die Maßnahmen zur Bekämpfung der Pandemie nicht mehr Schaden hinterlassen, als die Erkrankung selbst. Für den Augenblick gelten wohl: Augenmaß, Hausverstand und innere Festigung.

Robert Gasser, geb. 1959 in Lienz. Studium alter Sprachen und Philosophie an der Uni Wien. Promotionen in Innsbruck und Oxford (PhD), Habilitation für Innere Medizin, seit 1997 ao. Univ.-Prof. (KFU Graz), seit 2008 Univ.-Prof. (Med. Uni. Graz). Stv. Leiter der Klinischen Kardiologie, 2014 bis 2018 Vorsitzender des Universitären Herzzentrums Graz.



Foto: xxx

Back to the Sixties bei der Gendergerechtigkeit?

Florian Traussnig im Gespräch mit der Unternehmerin Daniela Huber-Peter

Die 1985 in Vorarlberg geborene Wahlgrazerin Daniela Huber-Peter ist laut Eigendefinition ein kreativer und rastloser Kopf, mit tausend Ideen und dem stetigen Drang, die Welt ein bisschen „grüner“ zu machen. Sie ist Mutter von zwei Kindern und unterrichtete an einem Grazer Gymnasium die Fächer Englisch und Geographie. Während ihrer zweiten Karenzpause hat sie sich mit ihrem nachhaltigen Label für Kinderbekleidung und -Accessoires (www.mafee.at) selbstständig gemacht. Mit Florian Traussnig hat sie über die täglichen Herausforderungen, die das Leben als selbständige One-Woman-Show und Mutter so mit sich bringt, gesprochen.



Daniela Huber-Peter beim Interview im Kaffeehaus Foto: Traussnig

Florian Traussnig: Du bist gelernte Pädagogin und nun erfolgreiche Unternehmerin. Mich interessieren zunächst aber andere Rollen bzw. Rollenzuschreibungen in deinem Leben: Wie geht es dir im Jahr 2020 als Frau und Mutter?

Daniela Huber-Peter: Ich bin eine Person, die sich stark für die Gleichberechtigung von Frauen und Männern einsetzt. Ich mag Rollenklischees und Rollenzuschreibungen gar nicht, wollte auch nie von einem Mann abhängig sein. Die Formel *Corona + Lockdown* hat uns Frauen ganz stark „back to the sixties“ geworfen. In der Regel ging der Mann und Vater voll arbeiten bzw. arbeitete

weiter. Da Frauen in unserer Gesellschaft weniger als die Männer verdienen, war in vielen Familien die Kalkulation klar: Wer verdient mehr? Derjenige geht im Lockdown arbeiten, während die Frau die Kinder betreut. Zudem haben viele Frauen, etwa Alleinerziehende, ihren Job verloren, weil sie die Kinder betreuen mussten. Das war ein klarer Rückschritt bei der Gendergerechtigkeit.

Also hat Corona bereits existierende Geschlechter-Asymmetrien verstärkt?

Ja. Viele hart erkämpfte Freiheiten von Frauen wurden in kürzester Zeit rückgängig gemacht. In meiner Ehe gibt es zwar

ein faires Miteinander auf Augenhöhe, ich verdiene als Unternehmerin auch mein eigenes Geld, aber gesamtgesellschaftlich stelle ich eindeutig eine Verschlechterung für Frauen fest.

Was ist eigentlich mit der Zukunft? Scheint zwischen den Schlägen, die uns im Moment treffen auch mal wo das Licht durch?

Nun, auf der Gender-Ebene sehe ich persönlich auch positive Entwicklungen für die Zukunft unserer Familie: Mein Mann, der im Lockdown von zuhause arbeitete, will jetzt einen Tag in der Woche Homeoffice machen. Zudem freue ich mich darüber, er einmal gesehen hat, was ich organisatorisch über die Woche hinweg so alles leiste (*lacht*)! Er hat im Lockdown vieles davon übernommen, weil ich in meinem Betrieb viel zu tun hatte. Meine Abmachung mit ihm lautete: Du hast Kurzarbeit, übernimmst daher mehr die Kinder und kümmerst dich ums Home-Schooling, ich arbeite von zuhause aus für meine Firma. Natürlich ist mein individuelles Empowerment hier nicht pauschal auf andere Familien und Frauen anwendbar. Da bleibt meine zuvor geäußerte Kritik schon aufrecht.

Es gibt Bildungswissenschaftler/innen, die sagen, für Schulkinder war der Lockdown eine verlorene Zeit. Andere

meinen, die viele Freizeit, die Zeit mit den Eltern und die Zeit für „Anderes“ waren ein Lernfeld für die Kinder. Wie siehst du das?

Rein schulisch, vom Lernstoff her, ist es natürlich schon zu Einschränkungen gekommen, wobei es stark von der Lehrerin oder dem Lehrer abhängig war. Manche von ihnen sind quasi in der Versenkung verschwunden, andere waren hingegen sehr engagiert. Vor allem für Volksschulkinder war die fehlende Struktur schwer zu verkraften. Obwohl ich selbst Lehrerin bin und eigentlich hier einen Vorteil habe, war es für mich sehr schwer, meinem neunjährigen Sohn etwa bei den Divisionen etwas beizubringen. Es sind so wie ich schon ganz viele Eltern mitunter an ihre Grenzen gestoßen. Andererseits – und jetzt blicke ich wieder auf meine individuelle Erfahrung – hat mein Sohn in dieser Zeit auch ganz andere Sachen gelernt: Er und mein Mann haben etwa ein Riesengartenprojekt gemacht, einen Kartoffelacker angelegt, Gemüse gepflanzt. Da hat mein Sohn sehr wohl etwas mitgenommen. Noch etwas Interessantes: Eine Großtante von mir ist Waldorf-Pädagogin in Vorarlberg. Dort wurden familienweise die Schulkinder in Kleingruppen betreut, je ein Elternteil oder Elternpaar hat tagesweise den Home-Unterricht dieser Gruppe übernommen, die Lehrerin hat jeden Tag mit Maske eine dieser Gruppen besucht. Das ist ein kreatives Modell, finde ich.

Jetzt spreche ich gegen „mein Geschäft“ als Bildungsreferent: Ich glaube, dass, auf ein ganzes Leben gerechnet, die außerschulische Erfahrung, die man als junger Mensch in einer solchen Ausnahmesituation macht, wichtiger ist, als die paar Prozent oder Promille an formellem „Bildungsverlust“, die man erleidet ...

Ja. Am Leben muss man lernen! Gerade in der Krise. Man hätte ja im ersten Lockdown, als es noch warm und sonnig war, die Möglichkeit gehabt, die Schule nach draußen zu verlegen. „Heute gehen wir in den Wald und lernen Sachkunde am Objekt!“, „Heute gehen wir Naturphänomene auf den Grund!“ All das hätte man

machen können! Schule muss ja nicht heißen, dass junge Menschen stupide am Tisch sitzen und Zettel ausfüllen.

Unser Jahrestema im *quartier leech* lautet „Zumutung Zukunft“, der aktuelle Hefttitel „SchlagLicht“ ist eine Deklination davon. Überwiegen für dich mit Blick auf die Zukunft die Zumutungen oder die Mut-Momente?

Ich bin leider grundsätzlich Pessimistin (*lacht*). Es hängt vieles davon ab, wie das nächste halbe Jahr sich wirtschaftlich und gesellschaftlich weiterentwickelt. Ich hoffe auf eine Normalisierung, befürchte aber, dass wir jetzt (*Anm. d. Red.:* Ende Oktober 2020) auf einen neuerlichen Lockdown zusteuern und alles noch schlimmer wird.

Es läuft wohl gerade auf so einen zweiten Lockdown und einen sehr harten Winter hinaus ...

Dieses Gefühl des Eingesperrt-Seins belastet mich schon. Ich brauche keine Großveranstaltungen, aber was ich brauche, sind soziale Kontakte. Ein paar Freundinnen und Freunde, die ich hin und wieder sehe und mit denen ich auf einen Kaffee gehe. Die sozialen Medien und das Digitale sind da kein wirklicher Ersatz dafür.

Wir befinden uns in einer Zeit der multiplen Krisen. Gerade wir arbeiten in der KHG mit jungen Leuten, Menschen die von Vertretern der 68er-Belle-Époque gern als „unpolitisch“ und „uninteressiert“ gescholten werden. Gleichzeitig sind die Straßen rappellvoll mit Jugendlichen und Studierenden: *Fridays for Future, Black Lives Matter* ... Steuern wir gar auf eine Revolution zu?

Ich hoffe es! Wenn wir noch ein Leben auf diesem Planeten haben, müssen wir sofort umkehren. Würde ich noch in einer Schule unterrichten, wäre ich die Erste der zur Teilnahme bei *Fridays for Future* aufrufen würde.

Hast du nicht Lust, diesen Wandel an vorderster Front mitzugestalten? Wenn

der Landesschulrat dir morgen einen Lehrerjob anbietet, würdest du zupacken?

Also mein nachhaltiges Unternehmertum liebe ich schon sehr, das macht auch irrsinnig viel Spaß. Aber neben meinem aktuellen Beruf spüre ich dann noch immer eine soziale Berufung. Ich baue gerade ein solches Projekt auf, nämlich *Mit-Flüchtlingen-Lernen*. Im ersten Lockdown habe ich zudem mit anderen Wirtschaftstreibenden eine Spendenaktion für Moria gemacht.

Ist es also klüger, nicht – wie das Kaninchen vor der Schlange – immer nur auf Corona zu blicken, sondern die anderen ökologischen und sozialen „Baustellen“ konkret und hemdsärmelig anzugehen?

Corona ist in der Tat unser kleinstes Problem. Es gibt langfristig wesentlich größere Sorgen, deshalb bin ich froh, dass auch die Jugendlichen jetzt aufstehen.

Wir haben viel über deinen „down to earth“-Ansatz im eigenen Lebensumfeld gesprochen. Was soll die Politik jetzt auf den Weg bringen?

Sie sollte neben den Sonntagsreden im Sinne von „Kauft regional!“ keine Masken in China kaufen, nur weil es ein paar Cent pro Stück billiger ist. Und die Regierung soll wenigstens einige Menschen aus den fürchterlichen Flüchtlingslagern am Rande Europas aufnehmen.

Viele Menschen mögen moralisierende Appelle nicht. „Goodies“ und Anreize scheinen manchmal mehr zu funktionieren. Wie siehst du das?

Solange die Leute nicht ökonomisch gut aufgestellt sind, funktionieren solche Anreize kaum. Jetzt in der coronabedingten Wirtschaftskrise kann der Staat jedoch sagen: Ich gebe das Geld nicht der *Austrian Airlines*, die dann ohnehin wieder umweltschädliche Kurzstrecken anfliegt, sondern stecke es in die Bildung. Es ist genug da. Es muss nur anders verteilt werden. Das kann dann wirklich nur „von oben“ gesteuert werden.

Herzen haben keine Knochen

Ida Maria Jaritz

Herzen
haben keine Knochen

Und doch
brechen sie

wie Knochen
brechen

Knack
Um
Knack
Um Knack

Entzwei.

Wo sich zwei zerteilte
Herzen
treffen

Hälften finden

heilt das eine wie das andre Herz
die Hälfte
seines Seins.

Splitterherzen
Trümmerkammern
Knochen wo auch keine sind

Herzen brechen
Herzenkriege

Kriegen wir gemeinsam hin.

Ida Maria Jaritz,

geb. 1993 in Rottenmann.
Studium der Anglistik und katholischen Theologie in Graz;
von 2015–2017 Vorsitzende der Österreichischen
Konferenz der Theologiestudierenden.
Sie ist Absolventin der Diplomatischen Akademie in Wien
und gestaltet Radiobeiträge für Ö1 und Ö3.



Wie ein Schatten sich im Meer auflöst

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstler Ryts Monet



Ryts Monet, Der Euro des Kaukasus, Videostill, 2019. © Monet

Im Rahmen des Festivals *steirischer herbst* tritt der Künstler Ryts Monet in der Leechkirche erstmals in einen Dialog mit einem Kirchenraum. Künstlerische Forschungs- und Recherchearbeit verwebt er mit sehr persönlichen, biographischen Erfahrungen. Alois Kölbl hat im Rahmen der Vorbereitungen für seine Ausstellung in Graz in seinem Wiener Atelier mit ihm gesprochen.

Der Titel deiner Ausstellung in Graz lautet PER TINA und changiert zwischen einem Frauennamen und einem politischen Statement. Was bedeutet er für dich?

Genau wegen dieser Doppeldeutigkeit habe ich diesen Titel gewählt. Einerseits liegt darin so etwas wie eine Liebeserklärung. Wir leben in einer wunderbaren Welt, in der so vieles möglich ist. Es geht uns hier in der westlichen Hemisphäre sehr gut, wir leben in Wohlstand, Freiheit und Frieden. Dann gibt es da aber auch die Rückseite des Mondes. Hier in Europa leben wir auf Kosten von Menschen in anderen Ländern. Natur wird ausgebeutet und Umwelt verschmutzt. T.I.N.A. ist das Akronym eines Satzes, den Margaret Thatcher in den 80er Jahren prägte: „There is no alternative“. Gemeint war der Wirtschaftsliberalismus. Tatsächlich leben wir heute in einer Zeit nach dem Scheitern

von Utopien und alternativen Systemen wie etwa dem System des Kommunismus. Wir leben im Kapitalismus, und es scheint keine Alternativen zu geben. Um diese Doppeldeutigkeit geht es mir.

Da gibt es also auch eine politische Botschaft. Sollte Kunst politisch sein?

Kunst ist Kunst. Aber ich glaube, dass Kunst immer auch eine gesellschaftspolitische Dimension hat, weil sie sich zur jeweiligen Zeit, in der sie entsteht, zum „Zeitgeist“ verhält. Das kann natürlich sehr unterschiedlich aussehen. Die Zeiten, in denen unsere Gesellschaft von einer starken Spiritualität bestimmt war, sind vorbei. Wir leben im Zeitalter des Kapitalismus. Das spielt eine Rolle für meine Kunst. Gleichzeitig gibt es da auch eine Relation zu den großen Meistern der Kunstgeschichte und auch zur spirituellen Tradition, die mich sehr interessiert.

Ich sehe das wie eine Art künstlerische Forschungsarbeit. Zum Beispiel meine Beschäftigung mit Obelisken, die in meinen Werken immer wieder auftaucht. Immer wieder ist es die gleiche Form. Wenn ich Wolkenkratzer in New York sehe, denke ich auch an die ägyptischen Obelisken. Ihre Glasoberfläche reflektiert das Sonnenlicht, sie ragen in den Himmel. Da geht es immer auch um Symbole von Macht: religiöser und wirtschaftlicher. Mir geht es um die Erforschung der DNA, die das alles verknüpft. Kunst zu machen ist für mich so, wie wenn im Text eines Buches etwas unterstrichen und damit hervorgehoben wird. Das hat einen persönlichen, sehr individuellen Aspekt: sich einen Text zu erschließen, aus Tausenden von Wörtern bestimmte, bedeutendere auszuwählen und hervorzuheben. Trotzdem bleibt es ein allgemein zugänglicher Text. So sehe ich auch die Kunst: Sie ist persönlich und subjektiv, aber sie braucht

die Öffentlichkeit. Ich würde nicht sagen, dass Kunst im engeren Sinn politisch sein soll. Aber ich glaube, es ist unmöglich für einen Künstler, etwas entkoppelt von dem ihn umgebenden Leben zu schaffen.

In Graz zeigst du erstmals eines deiner Werke in einer Kirche. Worum geht es bei „Taking the Shadow of an Obelisk and letting it dissolve into the Sea“? Warum zeigst du es in einem Kirchenraum?

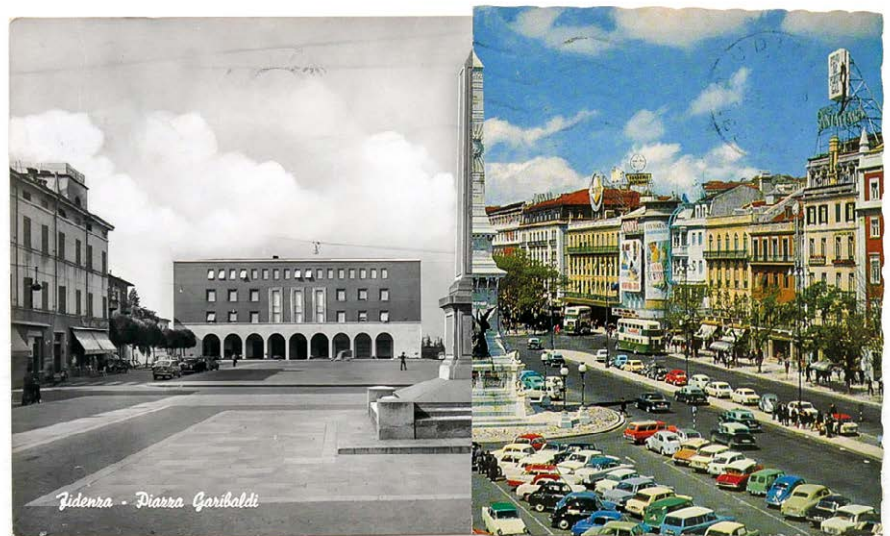
Zunächst geht es um eine Referenz an die Aufklärung. Aber gleichzeitig ist es auch sehr biografisch. Ausgangspunkt ist der Obelisk von Opicina an der Adriaküste in der Nähe von Triest. Er wurde 1830 als Denkmal zur Erinnerung der Eröffnung der Straße von Triest ins österreichische Hinterland errichtet. Von diesem Platz aus hat man einen herrlichen Blick hinunter auf das Meer. Der biografische Bezug ist ganz einfach: Ich lebe ja in Wien und die Adria ist mein Meer. Ich bin in Bari geboren und an der oberen Adria aufgewachsen. Der Bezug zum Meer ist eine prägende Erfahrung für mich. Ich ließ also den Schatten des Obeliskens dort auf eine fotosensibilisierte Oberfläche einer Papierbahn am Boden fallen. Die von mir hier angewandte Methode der „Cyanotypie“ wurde im 19. Jahrhundert entwickelt. Danach habe ich die Papierbahn im Meer unter der Steilküste gewaschen. Das Sonnenlicht fixiert die chemisch behandelte Oberfläche, die sich blau färbt. Die im Schatten gebliebenen Teile bleiben weiß zurück. Das Salz des Meerwassers verstärkt beim Auswaschen die Kontraste. Es ist wirklich so etwas wie ein von der Sonne gemachtes Bild entstanden. Und natürlich geht es mir auch darum, dass dieses Denkmal die Form eines Obeliskens hat. Schon in der Antike brachten die Römer ägyptische Obeliskens in ihre Hauptstadt und stellten sie an zentralen Orten auf. In Rom gibt es ja mehr Obeliskens als in Luxor. Im Zeitalter Napoleons gab es eine richtige Ägypten-Mode. An vielen Orten, wo es darum geht, politische oder religiöse Macht zu präsentieren, steht ein Obelisk, ob das ein original-ägyptischer ist wie am Petersplatz in Rom und auf der Pariser Place de la Concorde oder ein Denkmal

in Form eines monumentalen Obeliskens wie an der National Mall in Washington D.C. Der Obelisk steht für den Sonnenstrahl, also für Licht und Erleuchtung. In der Aufklärung ging es darum, die Dinge möglichst im Licht der Vernunft zu sehen. Gleichzeitig ist es ein Symbol für Spirituelles. Um beides müsste es auch in unserer Zeit gehen. Ich sehe dieses Schattenbild eines Obeliskens also auch als so etwas wie ein Anti-Monument für unsere Zeit, in der vieles in eine falsche, dunkle Richtung weist. Denken wir nur an die Umweltverschmutzung oder den von uns Menschen verursachten Klimawandel. Deswegen wollte ich ein Schatten-Monument machen, das im Gegensatz zum Licht der Vernunft steht. Im Kirchenraum, wo die Papierbahn direkt neben dem Hochaltar von der Decke hängen wird, stehen nun sozusagen zwei Monumente in Dialog: der Altar mit der Statue der Hl. Maria

Denn das Werden des Werkes liegt nicht nur in meiner Hand. Sonne, Licht und Schatten und in diesem Fall auch das Meerwasser als das nicht Berechenbare spielen eine genauso wichtige Rolle.

Du beschäftigst dich schon seit längerer Zeit mit Denkmälern und auch mit Geld, mit Banknoten. Wie hängt das für dich zusammen?

In Graz werde ich ein Video zeigen, das während einer Residency in Baku entstanden ist. Das Video besteht aus einer Doppelprojektion: die eine Seite zeigt Ruinen von Denkmälern aus der UdSSR-Zeit, bei der anderen geht es um das Design des Euro und des Manat, der Währung Aserbeidschans, die beide vom österreichischen Designer Robert Kalina gestaltet wurden. Auf dem Euro sind Architekturmonumente abgebildet. Es ging dem



Ryts Monet, 30x30x30, 2015. © Monet

und die Papierbahn mit dem Schatten des Obeliskens. Obeliskens stehen für das Licht der Sonne. In der Kirche ist die Figur der Madonna von einem Strahlenkranz umgeben. Der Altar steht in der Apsis im Osten, wo die Sonne aufgeht. Kunst ist immer mit der Beschäftigung mit Licht verknüpft. Das ist für mich so etwas wie ein spiritueller Ur-Impuls. Ich sehe mich in meinem Schaffen wie ein Assistent, der ermöglicht, dass etwas entstehen kann.

Designer darum, mit Hilfe dieser ganz allgemein gehaltenen Monumente eine Verbindung zwischen den Staaten der Europäischen Union herzustellen. Die Monumente, die die Euroscheine abbilden, existieren nicht. Es sind sozusagen Modelle, Idealtypen. Modelle einer Wirklichkeit, die real so nicht existiert. Denn die „Familie Europa“, das „geistige Haus“, für das diese Monumente stehen, gibt es nicht. Das hat sich gerade am Beginn der

Corona-Krise wieder gezeigt, als eigenstaatliche Interessen über die Zusammenarbeit gestellt wurden. Parallel dazu sind die ruinösen Sowjetdenkmäler zu sehen, Ausdruck einer sehr uniformen Ästhetik und gleichzeitig einer gescheiterten Utopie. In der Sowjetunion gab es eine Sprache und überall die gleichen Symbole, die gleiche Ästhetik, ganz anders als in Europa. Das Video verknüpfe ich in der Ausstellung mit einem Teppich, der gerade in Handarbeit in Baku entsteht. Nach dem Zusammenbruch der UdSSR war es für Aserbaidschan wichtig das Land für ausländische Investoren zu öffnen. Eine Banknote, die sich an den Euro anlehnt, weist darauf hin, wie sich das Land geopolitisch verorten will und will wohl dazu beitragen, dass sich europäische Investoren irgendwie zu Hause fühlen. Darauf weist auch das Motiv auf dem Teppich hin. Er zeigt ein Detail des Euro-Scheins, das auf der Geldnote kaum wahrnehmbar ist: das Antlitz der paganen Gottheit Europa. Handgeknüpfte Teppiche stehen für die Kultur Aserbaidschans und darauf findet sich nun in gewisser Weise die Fassade Europas, denn als solche würde ich dieses Konterfei interpretieren.

„There is no alternative“, ist der Satz, an dem du dich als Künstler abarbeitest und auch zu reiben scheinst. Wo siehst du persönlich alternative Modelle gesellschaftlichen Handelns?

Diese Frage sollte man Politikern stellen! Die Aufgabe von uns Künstlern ist es zu beobachten, zu filtern und Reflexion in Gang zu setzen. Kunst muss nicht politisch korrekt sein, sie soll es auch gar nicht. Ich möchte auf keinen Fall auftreten als einer, der die richtige Richtung kennt. Das ist nicht Aufgabe der Kunst. Aber ich will mit meiner Kunst helfen die Gegenwart besser zu verstehen und vielleicht auch einen Horizont zu öffnen. Wenn das gelingt, wäre meiner Meinung nach schon sehr viel erreicht. Ich mache meine Kunst aufgrund meiner persönlichen Erfahrungen, versuche etwas aufzuzeigen und bewusst zu machen. Aber vielleicht geht es manchmal auch mehr darum, auf Widersprüchlichkeiten hinzuweisen.



Ryts Monet, Der Euro des Kaukasus/Portrait of Europa (Ausstellungsansicht QL-Galerie), 2019/2020. © Monet

Das vertraute Fremde – das fremde Vertraute

Wie die Pandemie meine Existenz als älterer Mensch neu ausleuchtet
Von Herbert Maierhofer

Leere. Die Häuser ragen schweigsam und felsig neben den kaum benützten Straßen auf, eine unwirtliche Gegend, ein mächtiges Skelett. Die Straßenlampen recken sich wie Rippen aus dem Boden, nur die wenigen Bäume und einzelne, eilig ihrem Weg folgende Bewohner oder ein paar sonst nicht vernehmbare Vögel halten das Leben aufrecht. Die Atemluft beschlägt die Brillen, die Gesichtsmaske drängt die warme Luft gegen die Gläser und zur Seite. *Luft.* Sie bezeugt als Atem das Leben, nun birgt sie eine Gefahr, die nicht wie der Feinstaub leicht verdrängt werden kann, sondern gegen Mund und Nase drückt. An die frische Luft zu gehen scheint Mut zu verlangen, denn es reicht mir nicht, nur die Fenster zu öffnen. Sie liegen im ersten Stock und blicken auf eine dieser Felswände, die nur ab und zu freundlich sind. Das Wissen, dass dahinter andere sind, lässt hoffen. Aber wer? *Zeit der Gedanken.* Wann waren die Kinder da? Sie haben es nicht leicht, es wird viel von ihnen verlangt, vor allem Mut und Zuversicht. Die Zukunft tut nicht viel dazu. Und die Vergangenheit gilt nicht mehr. Wenn wenigstens bald ein Impfstoff gefunden wird. Eine gute Ausbildung und das Glück des Tüchtigen, dann finden sie ihren Weg. Alle?

Im Morgengrauen

Alltag. Der noch graue Morgen gehöre nun uns – den Alten –, Schutzzone in der Pandemie. Früh aufstehen, im Alter braucht der Mensch ohnehin weniger Schlaf. Kein Fortgehen am Abend, beim Fernsehen früh einschlafen, ab drei Uhr munter und im Bett liegen und rätseln. Das Einkaufen ist heute kein Erlebnis mehr, sondern stressig, schon am Weg entlang der kühlen Mauern, Gefahr droht herauszubrechen. Hände gilt es zu desinfizieren, zittrig vor Anspannung, den Haltegriff des Einkaufswagens auch. Nur ja nicht trödeln, effektiv sein! Gut, dass gerade wieder einmal die Sachen auf ihrem Platz stehen, aber kein Gusstieren und kein freundliches Wort wie sonst. Zum Glück halten die Beine mit, auch wenn das Knie hin und wieder sticht. Aber nur liefern zu lassen, kommt für mich nicht in

Frage – dann führen die langmächtig ausgelegten Straßen nämlich nirgends hin. *Erinnerungen.* Die Straßenbahn war um diese Zeit immer voll, nun fährt sie fast nur für sich allein, niemand steigt an der Haltestelle aus oder ein, die Türen öffnen sich klappernd umsonst. Kinder. – Die Schulkinder fehlen, laut lachende und schnatternde Gruppen auf dem Weg zur Straßenbahn, die sie dann nach Plätzen drängelnd vollfüllten. Wo sind die rosa Haare und die schwarzen langen Mäntel der Schaustellerinnen und Auftretenden? Vor der Schule gab es morgens immer einen Stau, Mütter und Väter brachten die Schützlinge zum Unterricht. Nun sind sie für das Lernen zuständig. Statt der Schulkinder nehmen jetzt wir Alte den Platz am Morgen ein. *Sicherheit.* Was getan werden kann, wird getan. Zuhause bleiben, früher eine bequeme Versuchung, jetzt auf einmal eine anstrengende Vorschrift, nur die Beine vertreten, um den Block und heim. Dann noch selbständig bleiben, für sich selbst sorgen, solange wie möglich. Es gibt ja auch die Nachbarn, die helfen wollen. Beim gebückten Putzen kann jedoch der Gedanke aufkommen, sich nicht mehr um den ständigen Staub kümmern zu müssen, in einem Heim. Und wenn mit einem etwas ist, hat man rund um die Uhr jemanden zur Stelle. Diese Versicherung ist nun außer Kraft gesetzt, das Heim eine Falle. *Überlegung.* Zum Glück sagt die Ärztin jedes Mal bei der Kontrolle, viele wären froh, solche Werte zu haben, wenn ich über das Einnehmen von Medikamenten seufze. Trotzdem wäre eine Signaluhr nicht schlecht, gerade jetzt, wenn man so viel zuhause ist. Oder unsichtbar das Morgengrauen überwunden hat und so tagelang nicht gesehen wird. Aber auch den Kontakten aus dem Weg geht, wenn jemand schon beim Briefkasten zu hören ist, heißt es warten, bis es leise ist. Die graue Beklemmung, Leute vermeiden zu müssen. Telefonieren? Im Haus?



Markus Jeschaunig, EARTH LOVE, 2020. Foto © Lena Prehal

Bei Tagesanbruch

Veränderungen. Warum immer auf einen Anruf warten? Die Kinder anrufen, einfach so, ohne etwas ausmachen zu müssen oder zu erledigen. Fragen, wie es geht und was sie machen. Selbst von dem erzählen, was sonst kaum der Rede wert gewesen wäre. Was es im Geschäft doch gegeben hat, oder was ich gestern in den Keller gestellt habe. Sonst interessierten sie sich nicht dafür. Jetzt war es Teil des Zurechtkommens, des Meisterns der Krise. *Gefahr.* Die Zeit, in der die Alten für die Jungen sorgen konnten, scheint vorbei, vielmehr werden angesichts dieser Hydra die Alten den Jungen ans Herz gelegt. Das listige Ungeheuer setzt jedoch den Jungen genau da zu, wo diese stark sind: Es verschlingt Zuversicht, wo sich diese nicht sicher sein kann. Dann der Vorschlag, den besonders Gefährdeten die Straßen und Plätze zu verbieten, zu ihrem Schutz, aber auch, um die Jungen nicht über die Maßen zu belasten. *Life must go on!* Ganze Straßenzüge würden dann zu Heimanlagen, in denen die Geschützten versorgt werden, aber die Anlage nicht verlassen dürfen. Glückliche die, die noch halbwegs sehen und hören können und nicht bloß ihre Gedanken haben, von Gefühlen einmal hierhin, einmal dorthin verschlagen. Die Ängstlichkeit, obwohl vom Kopf aus bekämpft,

damit das Leben zum Zug kommt, macht nun Schule. Denen, die es schwer haben, sich von ihr zu lösen, fällt es noch schwerer. *Wie Mut schöpfen?* Auf den Felsvorsprüngen der Stadtgebirge erklingt Musik, Flaggen werden ausgerollt, Wasser, das von den Blumenkisten nicht mehr aufgenommen werden kann, plätschert auf die Straße. Winkende Hände, gerufene Namen. Die Leere füllt sich mit Stimmen und Farben. In der Ferne sind die anderen undeutlich, aber ohne Ankündigung spüre ich eine Hand auf der Schulter, so dass ein Hier und Jetzt aus dem Grau auftaucht. Mit den Blicken war die Aufmerksamkeit gebannt von den feurigen Augen der Hydra. Das Klatschen und Rufen, das Schlagen und Tönen schrecken das Biest zurück und schwächen das Feuer seiner Augen, sodass sich meine davon lösen und befreit über die Schulter schauen konnten. Da war das Gesicht, lange vertraut, aber ebenso fremd. „Wie geht es Dir?“

Am helllichten Tag

Die Pandemie hat die Situation, in der ich als älterer Mensch stehe, aus meiner Privatheit in die Öffentlichkeit geholt. Paradoxe Weise, denn gerade die Öffentlichkeit wurde durch das Virus stark eingeschränkt, und in dieser Enge fanden sich die „Alten“ plötzlich



Markus Jeschaunig, EARTH LOVE, 2020. Foto © Lena Prehal

im Mittelpunkt. Schutzbedürftig, aber auch belastend. Sind die letzten Jahre noch ein Leben? Wie weit kann die Gesellschaft auf die Bedürfnisse der Menschen im Alter eingehen? Obwohl das Wort vom wohlverdienten Ruhestand oft bemüht wird, ist dessen Finanzierung umstritten. Sterben nicht vor allem Menschen in dieser Pandemie, die ohnehin dem Tode nahe sind? Wie nahe ist der Tod? Gerade nachdem das Sichern der Existenz für mich als älterer Mensch abgeschlossen ist, möchte ich nun mehr von dieser Existenz erfahren. Die große Erzählung vom beruflichen Werdegang endet mit Dank und Anerkennung, es bleibt, wofür ich täglich zur Arbeit ging. Die Pandemie wirft ein hartes Schlaglicht auf meine durch Arbeit gesicherte Existenz, die auf einmal erst wieder gesichert werden muss. Nun wird nicht Leistung, sondern Gesundheit verlangt, kein Abschluss, sondern ständiges Beschäftigen, keine Nützlichkeit, sondern Sinn. Ich finde mich in einer Gegend vor, die ich zwar vom Hören-Sagen kennen konnte, aber in die man gelangen muss, um herauszufinden, woran man in ihr ist. Die Quarantäne gleicht dem Austreten aus der Firma, dem Ausschluss meines Lebens aus der Öffentlichkeit. Sie, vom Anspruch rigoros, verfährt formal weit härter mit mir als der Ruhestand, der aber auch das Fremde vertraut, das Vertraute fremd macht.

Geblichen sind statistisch noch 10, 20 Jahre, in denen meine Existenz zu einem Leben gelangen kann. Die Pandemie erschreckt uns, zeigt den Tod als unverständliche Größe der Existenz, deren existentielle Schauerhaftigkeit auf Lastwagen beladen mit Särgen vorbeirrollt, deren Beziehung zum Leben uns zu tiefst herausfordert. Als Existenz komme ich alleine an, vom Du jedoch geht die stets junge Hoffnung auf unser Leben aus. Zur Gestalt gelangt die existentielle Hoffnung für uns in der Sprache, die uns allen das Wort erteilt. Die Pandemie und das Alter schränken zwar meine Existenz ein, sie werden aber ihrerseits vom angesprochenen Du in die Schranken verwiesen. Wie geht es Dir?



Herbert Maierhofer,
Studium der Germanistik und
Geschichte, Angestellter im For-
schungsmanagement und
-service der Universität Graz,
kürzlich pensioniert.

Foto: privat

Drei Visionen von morgen ...

... von einer Aktivistin, einer Kreuzschwester und einem Gesellschaftsanalysten

Politik interessiert mich nicht

Von Precious Nnebedum

Precious Nnebedum ist eine führende Aktivistin der Black-Lives-Matter-Bewegung in Graz

Seit meiner Geburt prägt der Glaube mein Leben. Ich habe beschlossen, dies nicht länger zu verbergen oder zu leugnen. Die in Graz tätige *Black-Lives-Matter*-Bewegung ist keine, die ich nach einem übers Internet viral gehenden Ereignis – dem Mord an George Floyd – aus dem Nichts geweckt habe. Sie ist eine, die schon lange vor meiner Geburt eine bedeutende Rolle gespielt hat und deshalb habe ich mich entschieden, ihr mit Respekt zu begegnen, statt mich als „Initiatorin“ zu bezeichnen.

Mein christlicher Glaube ist zu einer meiner wertvollsten Eigenschaften geworden, im Wesentlichen verdanke ich ihm mein Leben. Einerseits predigt er, für diejenigen zu kämpfen, die nicht für sich selbst kämpfen können und die Rechte der Armen und Bedürftigen zu verteidigen (Spr 31: 8-9). Andererseits besagt er auch, dass, obwohl ich in dieser Welt bin, ich aus ihr herausgerufen worden bin (Joh 15:19). Ich soll mich von den Dingen dieser Welt distanzieren und mich stattdessen auf das Reich Gottes konzentrieren. Dies schien mir widersprüchlich. Wie soll ich mich zu Wort melden, fair urteilen und die Rechte der Armen und Bedürftigen verteidigen und dennoch nicht auf die Ereignisse dieser Welt eingehen, sondern auf die des Herrn? Dieses Dilemma beschäftigte mich sehr, bis ich weitere Nachforschungen anstellte. Das Problem war nicht das „Wie“, sondern das „Wer“. Dieselbe Bibel sagt, dass wir in einer Welt voller Dunkelheit das Licht der Welt sein sollen (Mt 5: 14-16) und den Frieden und Wohlstand der Stadt suchen sollen, in die wir gesandt wurden. Wenn dies erfolgreich ist, werden auch wir Erfolg haben (Jer 29: 7). In einer Welt der Dunkelheit sollen wir nicht gegen Letztere kämpfen, sondern an diejenigen appellieren, die ans Licht berufen sind.

Ich interessiere mich nicht für Politik und will mich nicht politischen Körperschaften andienen. Ich tue nur das, was von mir verlangt wird – nämlich dorthin zu gehen, wo ich hingeschickt werde, das Licht an dem Ort zu sein, an dem ich platziert bin, während ich meinen Blick auf Gott fixiere, der meine Schritte führt. Ich gehe davon aus, dass die Zukunft gut und hoffnungsvoll wird, solange meine nächsten Schritte und jene danach in Güte und Hoffnung verwurzelt sind.

Groß müssen wir denken!

Von Sr. Gertraud Johanna Harb

Sr. Gertraud Johanna Harb ist Kreuzschwester und Seelsorgerin im Zentrum für Theologiestudierende

Momentan habe ich den Eindruck, dass viele Menschen sehr klein denken. Man denkt kleinkariert an sich selbst, an die Erhaltung seines Systems, man denkt klein von der Welt oder auch von anderen Menschen. Nachdem die Kirche aus Menschen besteht, findet man diese Kleinkariertheit auch dort.

Meine „Vision von morgen“ ist aber, dass wir groß denken! Ich möchte, dass die Menschen groß von sich selbst denken. Die eigenen Möglichkeiten sind bei zahlreichen Menschen überraschend viel größer als sie auf den ersten Blick aussehen. Der Mensch als Person ist ein unheimlich starkes Wesen. Ich bin überzeugt davon, dass mindestens eine umwerfende Gabe in jedem Menschen steckt.

Und dann darf man auch groß von anderen Menschen denken. Man kann noch so viel lernen oder erfahren – nicht nur Wissen kann man erlangen, sondern auch Perspektiven. Studierende sind da ja noch vorn dabei. Sie diskutieren miteinander, lassen sich etwas beibringen und streiten über Ansichten – hoffentlich! Und viele engagieren sich auch für andere Menschen – auch für die vor den Türen Europas und für die, die bei uns in Österreich momentan nicht durchkommen. Das Engagement für andere ist für mich etwas Wesentliches und (neben dem Gebet) einer der stärksten Gründe, warum ich in eine Ordensgemeinschaft gegangen bin. Momentan arbeite ich jeden Freitag im Marienstüberl der Caritas mit und mache das echt gern.

Meine Vision der Zukunft beinhaltet auch, dass die Menschen größer von Gott denken. Viele Menschen haben ein schräges und angelerntes Verständnis von Gott. An so einen Gott würde ich auch nicht glauben. Wenn ich es in ein Bild gießen müsste, so wäre mein Gott eher ein Entwickler und Wegbegleiter. Als geistliche Begleiterin im TheoZentrum ist eine meiner Kernaufgaben das Gespräch mit Menschen, mit Studierenden, die einen Zugang zu Gott suchen oder ihr Glaubensleben vertiefen möchten. Das ist eine schöne Aufgabe, weil mein Glaube mir so viel ermöglicht und mein Leben verändert hat. Nun kann ich etwas davon weitergeben. Ich darf also nicht nur meine Vision ein Stück lebendig werden lassen, ich darf sogar anderen Menschen helfen, ihre Vision zu finden.

Macht ein Feuer, wenn es rundherum kalt ist!

Von Markus Gönitzer

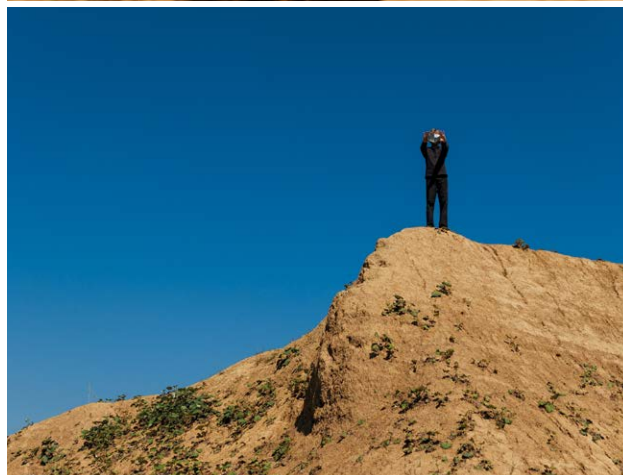
Markus Gönitzer ist Leiter der Sparte Gesellschaftspolitik im Forum Stadtpark

In der Kulturinitiative Forum Stadtpark versuche ich gemeinsam mit meinem Kollegen Leo Kühberger seit drei Jahren Räume für kritischen Austausch, solidarische Begegnung und kollektive Bildung zu schaffen.

In diesem Jahr haben wir uns ausführlich dem Thema der Utopie gewidmet. Gemeinsam mit vielen interessierten und engagierten Menschen haben wir über die Möglichkeiten und Funktionen utopischen Denkens in der Gegenwart diskutiert. Unser Resümee ist, dass es wichtiger denn je ist, den dystopischen Szenarien, die durch die Vielfachkrise unserer Gesellschaft an allen Ecken lauern, positive Visionen einer besseren, möglichen Welt entgegenzusetzen. Ansonsten droht uns, dass wir uns in zynischer Selbstaufgabe verlieren, oder uns mit faulen politischen Kompromissen und „geringeren Übeln“ abspeisen lassen.

Utopisches Denken bedeutet für mich nicht das Ausmalen von Luftschlössern, sondern sich für eine bessere Welt – die bereits jetzt möglich wäre – einzusetzen. Unsere technischen, medizinischen, digitalen und sozialen Errungenschaften würden uns bereits heute eine Gesellschaftsform ermöglichen, die sich stärker nach den Bedürfnissen der Menschen sowie des Planeten richtet. Ich behaupte diese Erkenntnis teilt ein Großteil der Menschen, doch das konsequente Ausbleiben von mehr globaler politischer und sozialer Gerechtigkeit entmutigt verständlicherweise.

Eine Vielzahl sozialer Bewegungen wie die Klimabewegung, feministische Initiativen, *Black Lives Matter* und andere setzen sich unbeirrt für eine solche Welt ein. Ihre Kämpfe inspirieren mich und motivieren mich weiterhin, Diskussionsräume zu öffnen, in denen wir uns über unsere gemeinsamen Probleme, Erfahrungen und Hoffnungen austauschen können. Denn utopisches Denken bedeutet Hoffnung und die Hoffnung ist wie ein Feuer, schreibt die Kärntner Partisanin und Antifaschistin Helena Kuhar: „Ein Feuer, an dem man sich aufwärmt wenn es rundherum kalt ist.“



Markus Jeschaunig, EARTH LOVE, 2020. Foto © Lena Prehal

Die Sicht eines Stakeholders

Warum die Krise für uns Studierende ein „wake up call“ ist
Von Shahban Shah

Was für eine Zukunft liegt vor uns, wenn die Corona-Epidemie vorbei ist? Welche Zukunftsvision sollten wir verfolgen? Welche Werte, Techniken und Führungsweisen wird es brauchen, um diese Vision einzulösen? Als Technikstudent sind das für mich nicht unbedingt jene Fragen, die ich mir normalerweise stelle. Aber sie stehen nun mal im Raum und schreien nach einer Antwort. Zu Jahresbeginn trafen sich rund 3.000 Menschen aus aller Welt im schweizerischen Davos, um am jährlichen *World Economic Forum* teilzunehmen. Eines der Hauptziele dieses Treffens war es, das Phänomen des sogenannten „Stakeholder-Kapitalismus“ mit Bedeutung und Sinn aufzuladen. Letzterer ist eine Art Synthese aus sozialen, ökologischen und unternehmerischen Perspektiven und unterscheidet sich vom klassischen „Shareholder“-Kapitalismus, dessen Ziel es ist, Gewinn für Aktionäre zu generieren und zu maximieren, während er gleichzeitig die Interessen der „Stakeholder“ bzw. Anspruchsgruppen kaum berücksichtigt. Die Veranstaltung stiftete Optimismus für eine nachhaltige Zukunft, weil der Stakeholder-Kapitalismus die Interessen und das Wohl aller Anspruchsgruppen im ökonomischen Prozess im Auge hat. Politische und wirtschaftliche Player stimmten darin überein, ihre Tätigkeiten so zu überdenken, dass die heutigen sozialen und ökologischen Herausforderungen gemeistert werden können. Gerade als man damit beginnen wollte, den Stakeholder-Kapitalismus umzusetzen, wurde die westliche Welt Zeuge, wie die erste COVID-19-Welle über Italien hereinbrach.

Ein Angriff auf unsere Freiheit

Der Optimismus des Davoser Jänners wurde rasch vom Pessimismus des pandemischen März eingeholt. Beide zuvor erwähnten Begriffe (i.e. *Stakeholder* und *Kapitalismus*) waren nun unter Druck bzw. in Gefahr. Jedes Unternehmen und jeder Stakeholder waren vom Ausbruch der Krankheit getroffen. Jedes Individuum und jede Gemeinschaft bekamen deren Auswirkungen zu spüren, alle Volkswirtschaften erlitten finanzielle Schocks. Corona zeigte uns, wie unvorbereitet die Weltgemeinschaft auf solche Risiken war und ist. Und: Wie viel an Misstrauen gibt es noch immer zwischen den Supermächten? Es zeigte sich auch, wie sehr nationale Interessen hinderlich sind angesichts von Herausforderungen, die sich keinen Deut um Grenzen – egal, ob diese die Geografie oder die Altersunterschiede betreffen – scheren. Viele meiner studentischen

Kollegen haben die Konsequenzen der Pandemie ebenfalls gespürt. COVID-19 wird als die schlimmste „Attacke“ in unserer Lebenszeit gesehen, als eine Attacke, die wesentlich tiefgreifendere Auswirkungen als ein Cyber- oder Terrorangriff hat. Corona ist ein Angriff auf die individuelle Freiheit, also die Freiheit, ein „normales“ Leben zu führen, mobil zu sein, Bildung in Echtzeit statt virtuell genießen und sich unternehmerisch entfalten zu können. Die Gretchenfrage ist nicht, wann wir unsere individuelle Freiheit durch einen Impfstoff zurückbekommen, sondern wie wir diese in der Zukunft erhalten können. Die weltweite Gemeinschaft aller Studierenden ist ein großer Stakeholder in unserem globalen System, das sich mit einer Reihe von Risiken konfrontiert sieht: COVID-19, Klimawandel, Jobs der Zukunft, soziale Ungleichheit etc. Hierfür braucht es zunächst die richtigen Fragen und politischen Zielformulierungen und dann erst Lösungsansätze. Als Student kann ich etwa dafür sorgen, dass dieser Prozess nicht nur auf der Straße, sondern auch auf intellektuelle Weise erfolgt und andere Stakeholder mit einbezieht.

Veränderungswille zählt

Gerade in der an sozialer Ambiguität und pessimistischen Stimmungsbildern nicht armen Corona-Welt von heute bin ich gewillt, die feinsten Gedanken, auf die ich als Lernender gestoßen bin, aufzugreifen. Vor allem das Zitat von Herbert Spencer, „survival of the fittest“, ist mir während der Pandemie wieder und wieder in den Sinn gekommen. Nota bene: Es geht mir dabei nicht um aggressiven Sozialdarwinismus. Vielmehr können in Hinblick auf die Zukunft weniger jene Studierenden erfolgreich sein, die Zertifikate oder akademische Grade anhäufen, sondern nur jene, die den Mut haben, den Status Quo zu überdenken. Ein Status Quo, der von Zersplitterung und Unübersichtlichkeit gekennzeichnet ist, was momentan die akademischen, wirtschaftlichen und politischen Handlungen stark beeinflusst und verändert. Es bedarf hier zwar keiner radikalen Konfrontation mit den führenden Köpfen und Gremien, aber der oder die individuelle Studierende einer Universität muss die zukünftigen Strategien durch aktive Teilnahme mitprägen, muss die langfristigen Auswirkungen dieser Strategien herausarbeiten und logische und realistische Lösungen für die Probleme unserer Tage vorlegen. Die Welt des 21. Jahrhunderts ändert sich schnell. Demographie, Umwelt, Geopolitik, Ökonomie und nun

die Pandemie – alles ist im Wandel. Ambiguität, Unsicherheit und Komplexität sind die Attribute unserer Zeit. Studierende, die den Bedarf nach einem globalen und ganzheitlichen Ansatz erkennen und die ein tiefes Verständnis der Herausforderungen dieses Jahrhunderts entwickeln, werden die Zukunft gestalten. Früher oder später, wenn sie aus der studentischen Rolle heraus- und in die berufliche Rolle hineinwachsen, werden sie die Herausforderungen, die nachhaltige Lösungen im regionalen, nationalen und globalen Sinn erfordern, meistern.

Begriffe wie *fake* und *echt* sollten nicht nur im Medienbereich geläufig sein. Vielmehr sollten sie ebenso intensiv für die Werte der Stakeholder gebraucht werden, also *fake values* für falsche Werte, und *real values* für echte Werte. Die Stakeholder mit echten Werten sind jene, die initiativ werden um Dinge wertzuschätzen und Philosophien zu vertreten, die unserer Gesellschaft und der Umwelt unseres Planeten zugutekommen. Falsche Werte hingegen sind jene, die den genannten Prinzipien entgegenlaufen. Die Risiken und Herausforderungen, mit denen sich die Welt konfrontiert sieht, erfordern echte Führungsfiguren, echte Werte und eine klare Leitbilder. Wir Studierende sollten diese Idee der echten Werte berücksichtigen und sie mit unserer Persönlichkeit verbinden. Das ist eine einfache Denkweise, aber sie ist essenziell für Personen, die in der Zukunft aus der Masse herausstechen wollen.

Zuerst Online-Studium, dann Lohnklaverei?

Das Motto Frankreichs beinhaltet die drei Wörter, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Das sind nicht nur bloße Begriffe, sondern es steht die Philosophie der französischen Revolution dahinter. Letztere hatte großen Einfluss auf unsere modernen, westlichen Werte. Brüderlichkeit ist etwa der Leitgedanke für einen lebensbejahenden Studierenden, der am Uni-Campus physisch präsent ist. Jenseits der Vorlesungen und Mitschriften ist der Campus ein Ort, wo Logik und geistige Stärke entwickelt werden. Dies geschieht durch Begegnungen an gemeinsamen Plätzen wie Büchereien, Mensen und Auditorien usw. Hat die Idee der Brüderlichkeit bzw. Geschwisterlichkeit einmal Platz gegriffen, so ist es ein Leichtes, Freiheit und Gleichheit in ihrer ganzen Tiefe zu verstehen. Während der Corona-Pandemie sind digitale Produkte und Dienste aufgetaucht, ausgebaut und intensiv benutzt worden, um Online-Unterricht zu ermöglichen. Diese Transformation hat allerdings jenen Argumentationsstrang gestärkt, der von Studienkolleginnen und -kollegen und anderen Stakeholdern aufgegriffen wird: „Wenn Lehre und Lernen virtuell funktionieren, dann sollten wir das Digitale als die Norm betrachten.“ Falls diese Denkweise weiter Platz greift, sind Kreativität und Originalität sowie Brüderlichkeit und

Gemeinschaft in Gefahr. Die Herausforderung wird es also sein, diese beiden Prinzipien in Zeiten von Online-Lehre zu bewahren und zu stärken. Viele Entscheidungsträger/innen mögen dieser Meinung nicht zustimmen, das erwähnte Risiko ignorieren, oder sich erst gar nicht damit auseinandersetzen. Das ist deshalb so, weil die meisten Studierenden nur auf Zertifikate und Abschlüsse aus sind, um sich in das Arbeitstheer des globalen Systems einzureihen (das durch die digitalen Technologien gerade neu formatiert wird). Es gibt wenige, die bereit sind, voranzugehen und Verantwortung zu übernehmen, wenn es darum geht langfristige und nachhaltige Lösungen für die Probleme unserer Generation zu finden.

Studierende zurück an den Campus!

Ich bin überzeugt: Es braucht die neugierigen und verantwortungsbewussten Studierenden und sie dürfen es dem System nicht erlauben, sie vollständig vom Online-Lernen abhängig zu machen. Das heißt natürlich nicht, dass digitale Produkte nicht hilfreich sind. Sie sind es, aber nur als eine alternative Option, um das Lehren und Lernen in Zeiten von Krisen wie der Corona-Pandemie zu erleichtern. Deshalb muss die akademische Welt rasch die Studierenden physisch an den Campus zurückholen, damit sie diskutieren, einander zustimmen oder gepflegt streiten können. Onlineunterricht sollte dabei eine ergänzende Alternative und keine Dauerlösung sein. Es ist klar, dass die älteren Generationen uns zwar kurzfristigen Wohlstandszuwachs ermöglicht, aber gleichzeitig dem Ökosystem großen Schaden zugefügt haben. Das Ergebnis all dieser Handlungen ist eine verschreckte, komplexe, konfus wirkende und ambige Welt. Heutige Studierende sollten die Chiffre COVID-19 als Möglichkeit und „wake up call“ begreifen: Es muss noch viel Arbeit getan werden! Dort draußen wartet eine Welt, die nach neuen Methoden und Fähigkeiten und neuem Leadership schreit. Es braucht Analyse, Verständnis und neue Leitlinien, neue Organisationen, neue Modelle und neue Systeme, um globale Risiken und Herausforderungen wie COVID-19 zu meistern. Um die Zukunft zu retten, sollte jede/r Studierende nun denken, fragen und handeln. Mit Zuversicht und Selbstvertrauen.

Shahban Shah, ist AAI-Heimbewohner im Quartier Leech und studiert seit 2019 mit großem Interesse den Einfluss neuer Technologien auf eine kohlenstoffarme Wirtschaft an der Technischen Universität Graz. Zuvor hat er am Turiner Politecnico Maschinenbau (B.Sc.) und an der TU Graz Management (M.Sc.) studiert.



Foto: privat

Einwürfe

Ich vertraue
Von Nadine Reyhani

Zu meinem Beruf als Volksschullehrerin gehört regelmäßige Teamsupervision. Bei unserem ersten Treffen in diesem Schuljahr sollten wir ein Symbol für unseren jetzigen Zustand – einmal privat und einmal beruflich – auf ein Blatt Papier zeichnen. Ich wusste anfangs nicht so recht, was ich nun darstellen sollte, spürte aber, dass es mir in diesem Moment und auch die Wochen davor, trotz unerwarteter (nicht nur coronabedingter) Gegebenheiten in diesem Schuljahr sehr gut ging, ich mich in und mit meiner Arbeit wohlfühlte. Ich zeichnete einen Fluss, der in einen großen Ozean mündete und der mal ruhig, mal etwas turbulenter war. Als ich mein Bild vorstellte, sprach ich darüber, dass dieser Fluss, der eben meistens beständig und ruhig fließt – mein privates Leben – in einen großen Ozean mündet und auch die Ruhe meist mithineinfließt. Sprich: mein privater Zustand ist nicht von meinem beruflichen Zustand zu trennen. Der Supervisor fragte mich: „Was tragen Sie dazu bei, dass dieser Fluss so ruhig fließt?“

Nun, er fließt so ruhig, weil ich vertraue. Ich vertraue darauf, dass die Dinge so kommen, wie sie kommen sollen. Ich vertraue darauf, dass Dinge nicht willkürlich passieren, sondern gottgegeben sind, dass Situationen entstehen, damit wir daraus lernen können. Als ich kurz vor Schulbeginn erfuhr, dass ich statt nur in meiner Klasse zu unterrichten in allen drei anderen Klassen unserer Schule unterrichten sollte, war das nicht gerade das, was ich mir wünschte. Ich hätte verzweifeln können, wie soll man – gemeinsam mit einer tollen Kollegin – Klassenlehrerin einer Klasse sein und gleichzeitig in drei anderen Klassen Stunden halten, ohne den Überblick zu verlieren? Wann soll man die Zeit finden, sich mit allen anderen Lehrerinnen abzusprechen, was in deren Klassen zu tun ist? Wie kann man dennoch voll verantwortungsvoll für seine eigene Klasse da sein? Fragen über Fragen, die vor diesem Schuljahr in meinem Kopf herumschwebten. Keine Sekunde zweifelte ich daran, dass die Situation bewältigbar war. Ich bin im Vertrauen an Gott aufgewachsen. Nicht in dem Vertrauen, dass es schon so kommen wird, wie es kommt und wir keinerlei Einfluss auf unser Leben haben, sondern im



Ein Projekt des
Afro-Asiatischen
Instituts Graz

Vertrauen, dass Gott uns aus Liebe erschaffen hat, und die Prüfungen und Schwierigkeiten, denen wir begegnen, Möglichkeiten für uns aufzutun, zu wachsen, zu lernen, unsere Seele zu veredeln.

Ich sehe die jetzige Zeit als solch eine Herausforderung auf gesellschaftlicher Ebene an und sehe es als meine Aufgabe, „meine“ Kinder in der Schule darauf vorzubereiten, dass das Leben mal lustig, mal herausfordernd ist, dass man mal traurig, mal glücklich ist, dass es manchmal Menschen gibt, die Dinge tun, die man gut findet oder auch nicht. Dass man mal gut drauf ist, mal nicht so gut, und dass das meiste davon nicht schlecht ist, sondern dass all das zum Leben dazugehört. Ich bin der Meinung, dass wir lernen können und sollten, dass das Leben nicht immer fein und lustig ist. Ich weiß natürlich auch, dass die jetzige Zeit manche Gesellschaftsgruppen extrem hart trifft und teilweise existenzbedrohend ist, dass viele Kinder durch mangelnde Begleitung im Lockdown nicht gut davongekommen sind.

Doch das, was passiert ist, können wir nicht ändern; dass das Virus sich verbreitet hat ist eine Tatsache. Die Frage ist also für mich: Was können wir auf persönlicher und gesellschaftlicher Ebene tun, um die Situation in den Griff zu bekommen? Ich blicke mit Respekt, Hoffnung und Optimismus auf die Zukunft, hoffe, dass viele Menschen erkennen, dass wir gleich erschaffen worden sind, unsere Unterschiede nicht Belastung, sondern Bereicherung sind – oder besser gesagt: sein können – wenn wir erkennen, dass es der Menschheit nur dann wirklich gut geht, sie nur dann wirklich fortschreiten und sich zum Positiven entwickeln kann, wenn es jedem Teil gut geht. Wenn wir das Wohl anderer als unser eigenes Wohl ansehen und jedem anderen Menschen nur das wünschen, was wir uns selbst ersehnen.



Foto: privat

Nadine Reyhani, aufgewachsen in Graz, hat italienische, persische und österreichische Wurzeln. Nach der Matura Jahr des Dienstes in London und Jenbach und Arbeit mit dem Bahá'í-inspirierten „Junior Youth Spiritual Empowerment Programme“. Später Foodbloggerin und Kochbuchautorin. Studium Volksschullehramt an der KPH Graz, Erasmussemester in Padua. Nadine unterrichtet an der Projektschule Graz und spielt in der Band „serenade & mo“.

Du wirst wieder geworden sein

Veränderungen werden zurückblickend zelebriert und zukünftig vermieden
Von Harald Koberg

Wir mögen Aufmüpfigkeit. Das gilt zumindest, sofern dieses wir uns als Unterhaltungsgesellschaft meint. Dieses *wir* lässt sich gerne unterhalten und berühren, von Geschichten über Menschen, die gegen Ungerechtigkeiten ankämpfen und gegen Systeme aufmucken, die diese Ungerechtigkeiten fest-schreiben. Auf Netflix – dieser Tage wohl der relevantere Einblick in die Unterhaltungsvorlieben der Gesellschaft als das Kinoprogramm – stand in den vergangenen Monaten „Unorthodox“ hoch im Kurs. Die Miniserie erzählt die Geschichte einer jungen Frau, die aus den unbeugsamen Regelkorsetten einer jüdisch-orthodoxen Gemeinde in New York ausbricht und nach Berlin flieht. Die eben erschienene Jugendroman-Verfilmung „Enola Holmes“ schlägt – wenn auch in ganz anderem Stil – in eine ähnliche Kerbe: Die weit jüngere Schwester von Sherlock Holmes bäumt sich hier gegen die Geschlechternormen ihrer Zeit auf und wird zur Detektivin.

Rebellische Figuren, die die Unmenschlichkeiten ihrer Zeit sichtbar machen, sind ein ebenso altes wie beliebtes Thema der Unterhaltungsmedien. „Robin Hood“, „Spartakus“, „Ronja Räubertochter“, „Schindlers Liste“, „Milk“, „12 Years a Slave“, „Hidden Figures“. Und dieser Tage ist wieder einmal eine Charles Dickens-Verfilmung im Kino zu sehen. Alle erzählen sie vom Aufbegehren. Alle setzen sie emotionale Höhepunkte, in denen der Mut einzelner generelles Unrecht zurückdrängt. Und alle zeigen sie auf ihre Weise, wie die Welt zu jener fabelhaften Realität geworden ist, in der wir heute leben.

In einem ebenfalls nachweislich massentauglichen TED-Talk aus dem Jahr 2014 („The psychology of your future self“) erklärt der Psychologe Dan Gilbert die End-of-History-Illusion: Als Individuen sind wir der Meinung, dass viele entscheidende Veränderungen und Umbrüche uns zu der Person gemacht haben, die wir heute sind. Gleichzeitig glauben wir, dass wir bei unseren momentanen Positionen, Geschmäckern und Meinungen auch in Zukunft bleiben werden. Die Entwicklung unserer Persönlichkeit empfinden wir – so die Ergebnisse psychologischer Forschung – immer als gerade eben abgeschlossen. Vor drei Jahren war ich zwar noch

ganz anders, aber in zehn Jahren werde ich genauso denken wie heute. Diese Ergebnisse sind weitgehend unabhängig vom Alter der Befragten. Und natürlich hat sich ein paar Jahre später dann doch wieder vieles verändert. Aber diese Entwicklung ist zum Zeitpunkt einer neuerlichen Befragung selbstverständlich eben erst wieder abgeschlossen worden.

Mit gesellschaftlichen Entwicklungen verhält es sich scheinbar ähnlich: Die in „Hidden Figures“ gezeigten, getrennten Kaffeekannen für Schwarze und Weiße waren himmelschreiender Rassismus. Aber wenn heute, wie Melisa Erkurt in ihrem Buch „Generation Haram“ beschreibt, ein Mehmet anders benotet wird als ein Max, dann ist das doch nicht gleich ein Indiz für latenten Rassismus im Bildungssystem! Wenn Enola Holmes aus der Mädchenschule ausbricht um Detektivin zu werden, ist das eine schöne Geschichte einer „starken jungen Frau“. Wenn Frauen und queere Personen dann aber mittels Sternchen, Gaps oder Binnen-Is auch sprachlich vorkommen wollen, treibt es der Feminismus dann doch irgendwie zu weit!

Veränderung ist gut, wenn sie in der Vergangenheit liegt. Das ist ein Stück weit das Fazit dieser Beobachtungen. Psycholog/innen beschreiben in dem Zusammenhang – wie oben angeführt – eine Illusion. Der Soziologe Pierre Bourdieu wunderte sich gegen Ende seines Lebens immer mehr über das „Paradox der Doxa“, also darüber, dass es bei all der Ungerechtigkeit und Bevormundung so selten zu „Zuwiderhandlungen oder Subversionen, Delikten und Verrücktheiten“ kommt. Ganz individuell ebenso wie gesellschaftlich täten wir wohl gut daran, diese – auch wissenschaftlich widerlegte – Fukuyama'sche Illusion des Endes der Geschichte abzustreifen und uns klar zu machen, dass all die inspirierenden Aufmüpfen aus den Unterhaltungsmedien Veränderung für ihre Zukunft eingefordert und nicht in ihrer Vergangenheit zelebriert haben.



Foto: mrFoto

Harald Koberg,
geb. 1984 in Graz.
Studium der Philosophie
sowie Volkskunde und
Kulturanthropologie an
der KFU Graz. Arbeitet
als Medienpädagoge,
Öffentlichkeitsreferent
und Karate-Trainer.



(v.l.): M. Wilfling, G. Riegler, C. List, A. Kölbl. Foto: Neuhold

OBACHT OBdach OFFICIALLY OPENED

„Das ist das lässigste Kunstwerk bis jetzt hier“ – so reagierte ein „Nutzer“ auf Markus Wilflings begehbare Außenraumskulptur „Obacht Obdach“ im Paradise L. vor der Leechkirche. Obwohl schon seit Monaten „in Betrieb“, wurde das Kunstwerk coronabedingt erst im Rahmen unserer Uni Opening-Tage Anfang Oktober eröffnet. Gemeinsam mit dem Afro-Asiatischen Institut umgesetzt, ist die Skulptur ein Beitrag zum Kulturjahr Graz 2020. Ein schiefer, quasi im Boden versinkender, überdimensionaler Tisch, eine monumentale Leiter, Küchenmobiliar und ein Treppenpodest, die zum Sitzen und Verweilen einladen, wollen Kindheitserinnerungen wachrufen und ein assoziationsreiches Bild vor der ältesten Kirche von Graz schaffen, so Hochschulseelsorger Alois Kölbl. Ein bereits bestens angenommener Rückzugs- und Begegnungsort mitten im hektischen Univiertel! Der Hochschuleseelsorger freute sich, bei der – von DJ Chris Kent mit passenden Vibes und Beats unterlegten – Eröffnung u.a. Kulturstadtrat Günter Riegler und Universitätsratsvorsitzende Caroline List begrüßen zu können.

Florian Traussnig

DER ZAUBER DES NEUEN – KHG-STARTTAGE

Bekanntlich wohnt jedem Anfang ein Zauber inne: Nicht bloß am Anfang der Zeit in der Genesis, sondern auch hier in der Leechgasse war dieser Zauber am letzten Septemberwochenende gegenwärtig, als die neuen KHG-Bewohner des *quartier leech* im Rahmen der alljährlichen Starttage willkommen geheißen wurden. Nachdem wir uns mit einer Schnitzeljagd der Katholischen Hochschuljugend sowie weiteren Spielen rudimentär mit dem Heim und seinen neuen Bewohner/innen bekannt gemacht haben, wanderten wir am Nachmittag nach geistigen und körperlichen Stärkungen in der Zinzendorfsgasse hinaus nach Mariatrost. Am Abend fanden wir uns zu einem gemütlichen Spieleabend zusammen und ließen den ersten erlebnisreichen Tag in unserer neuen Heimstatt freudig ausklingen. Am Sonntagnachmittag führte uns Hochschulseelsorger Alois von der Leechkirche aus durch die Altstadt und auf den Schlossberg. Die positiven Erwartungen eines zauberhaften Neuanfangs in Graz fanden eine ungeahnte Steigerung: Die ersten Schritte sind getan.

Dieter Reumiller



Gruppenfoto mit den KHG-„Newbies“. Foto: privat



(v.l.):
D. Helmberger-Fleckl,
D. Pachner, F. Traussnig,
D. Feichtinger, A. Langner-
Pitschmann, A. Kölbl.
Foto: Pinaeva



UNSCHARFE BILDER, DENKWÜRDIGER DISKURS

„Bis zur letzten Sekunde war alles offen“ – so dramatisch moderierte *Furche*-Chefredakteurin Doris Helmberger-Fleckl den heurigen KHG-„Eröffnungsvortrag“ an, der mit Hygieneschleuse, Desinfektions-sprühnebel und einem „nummerierten“ sowie maskierten Publikum surreale Züge aufwies. In ihrem das QL-Jahresthema ZUMUTUNG ZUKUNFT aufgreifenden Impulsvortrag „Unscharfe Bilder. Wie wir einer ungewissen Zukunft begegnen können“ arbeitete die Religionsphilosophin Annette Langner-Pitschmann heraus, dass jegliche Zukunftsvorstellung eine Art Zwitter zwischen Fakt und Fiktion ist. Doch auch „Gott“, so die Theologin, „wäre nicht Gott, könnten wir ihn fassen“. Luzide führte die Vortragende in Bewältigungsstrategien für derartige Mehrdeutigkeiten ein, ehe in der Podiumsdiskussion mit dem Theologiestudenten Daniel Pachner, der Theologin und Pädagogin Daniela Feichtinger und dem Publikum auch positive Seiten der „Coronazeit“ und des Ambiguitätsbegriffs herausgearbeitet wurden. Persönliches Fazit: Der gute Weg in die Zukunft (Helmberger-Fleckl) mag umnebelt sein. Per se verstellt ist er nicht.

Florian Traussnig

DAS KHG^C-BIOPIC: JOSEF WILHELM

Am Anfang war ... eine Baustelle. Bevor er nach vier Jahren in die *Homebase* in die Leechgasse wechselte, war der damals 22jährige Tiroler Josef Wilhelm im Jahr 1969 einer der ersten „Studis“ im neu erbauten KHG-Heim Münzgrabenstraße – die Fußballmatches „Münze gegen Leechburg“ sind Legion, auch der intellektuelle und seelsorgliche Input dieser Zeit hat ihn tief geprägt. Ein halbes Leben später, als er längst zufrieden auf ein Theologiestudium, eine Karriere als Religionsprofessor, Veranstaltungsprofi und Direktor „am Akademischen“ in Graz und auf seine auf Wien, Graz, Obsteig und Vancouver verstreute Familie zurückblicken konnte, trat erneut eine Baustelle in sein Leben: Diesmal war „unser Josef“ der gute Fundraising-Geist rund um die Renovierung des Heimkomplexes in der Leechgasse und die mit dem Afro-Asiatischen Institut gewagte Neuausrichtung als *quartier leech*. In der *KHG Community* (KHG^C) engagiert sich der liberale und Social-Media-affine Theologe, weil ihn das Gespräch mit den Studierenden und „gescheiterten Menschen“ jung hält. Auf viele weitere Begegnungen, lieber Josef!

Florian Traussnig



Josef Wilhelm im PARADISE L. Foto: Neuhold

POMALE, POMALE! GARTENARBEIT IN DER ALLMENDE

Zeit wird's, der Herbst ist da! Die letzten Bohnen, Paradeiser und sogar ein kleiner Kürbis finden sich in der morgendlichen Sonne. Gestresst sehen sie nicht aus. Der Gemeinschaftsgarten Allmende Leech will aufgeräumt werden und lädt gleichzeitig zu einer guten Dosis Entspannung ein. *Pomale!* (keine unnötige Hast!) ruft der Wiener, das bin ich, den Gärtnerinnen der Allmende Leech zu – doch die verstehen kein Wort. Schon hab ich die Schaufel in der Hand und los geht's ans Graben. Da finden sich ein paar Erdäpfel und wenn man aufpasst und genau hinschaut, wird auch der eine oder andere Knoblauch ganz aus der Erde geholt. Bewegung tut gut. Gemeinsam wird um- und ausgegraben, gesägt, geschnitten, gehackt und kompostiert. Mit der Scheibtruhe geht's von hier nach da, von da nach dort. Ein Stück Veränderung kündigt sich an. Was für den Garten gilt, gilt auch für mich und meinen Umzug von Wien nach Graz. Schön, dass jedes Ende einen Neuanfang bringt – und der läuft schon gut, denk ich mir hier im Garten und freu mich schon aufs gemeinsame Jausnen!

Peter N.



Anpacker in der Allmende. Foto: privat

HAUSMUSIK RELOADED

„Musik und Rhythmus finden ihren Weg zu den geheimsten Plätzen der Seele“ sagte Platon. Wir glauben das auch und daher veranstalteten wir mit der KHG Community die heurige Musikmatinee *Bits n' Beats* als *Hausmusik reloaded* online! In Heimküchen und privaten Wohnzimmern konnten wir – von der Pastaria und emsigen Zusteller/innen mit edlen Kulinarikboxen beliefert – via *zoom* den Musikstudierenden des KHG-Heims lauschen. Radio Klassik Stephansdom legte als Bonus noch einen feinen Zusammenschnitt der Matinee drauf. Die Musik berührte mit ihren Klängen die Saiten des jüngeren und des älteren Herzens. Ja, etwas kann uns verbinden, auch in schwierigen Zeiten! Sein in Musik geronnenes Glück mit anderen zu teilen – das ist ein wunderbares Gemeinschaftserlebnis.

*Mariya Kavaldzhieva &
Florian Traussnig*



Heimbewohner Andrii Ugrak performt im digitalen Äther. Foto: privat

UNSER „ZIVI“ TRISTAN: HIGH PERFORMANCE UND ORGELSPIEL

Hallo! Mein Name ist Tristan und ich bin seit August Zivildienster hier in der KHG, wo ich herzlich aufgenommen wurde. Abends, nach der Arbeit, schreibe und programmiere ich eifrig an meiner Masterarbeit im Fach Mathematik. Es geht dabei um eine Software, welche bestimmte Differentialgleichungen für verschiedene „Startparameter“ löst. Um deren Effizienz zu maximieren, werden zeitintensive Berechnungen auf einer Grafikkarte durchgeführt. Hardwarenahe Systeme und „hochperformante Programmierung“ begeistern mich sehr – daher möchte ich nach meinem Zivildienst in diesem Bereich weiterforschen! Eine weitere große Leidenschaft von mir sind Tasteninstrumente, daher findet man mich in meiner Freizeit am Klavier, am Cembalo, oder an der Orgel, wo ich auch im Gottesdienst in mehreren Gemeinden im Südburgenland alle Register ziehe. Die russische Sprache und Kultur faszinieren mich übrigens auch sehr, weswegen ich die Russischkurse an der Slawistik der Universität Graz besuche. Auf eine gute Zusammenarbeit und viele Begegnungen!

Tristan Repolusk



Tristan Repolusk im Quartier Leech. Foto: Drobir

spezielle gottesdienste



RORATE IM ADVENT

MI 16. DEZ 06:30 | Grazer Dom, Burggasse 3
Gestaltet von KHJ und Theozentrum

RORATE IM ADVENT

MI 23. DEZ 06:00 | Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3
Gestaltet vom Forum Glaube Wissenschaft Kunst

CHRISTMETTE IN DER LEECHKIRCHE

DO 24. DEZ 24:00 | Zinzendorfsgasse 3

GOTTESDIENST IN DER JUSTIZANSTALT KARLAU

SO 24. JÄN 07:30

Einen Gottesdienst gemeinsam mit den Insassen feiern
Information und Anmeldung: both@khg-graz.at

Aufgrund der sich laufend verändernden COVID 19-Situation kann die Teilnahme an Gottesdiensten abgesagt werden. Bitte entnehmen Sie die aktuellen Informationen von unserer Homepage.

spirituelle angebote



TAIZÉGEBET IN DER STIEGENKIRCHE

jeden letzten DI im Monat 19:00 | Sporgasse 23a

EUCCHARISTISCHE ANBETUNG

jeden FR 20:00 – 21:00 | Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

MIT DER BIBEL IN DEN ADVENT – GUIDED PRAYER WEEK

FR 11. – FR 18. DEZ

Begleitung: Sr. Vanda Both sa, P. Wolfgang Dolzer SJ
Information: both@khg-graz.at, dolzer@khg-graz.at

MAGIS-GRUPPE

ab MO 11. JÄN 19:00 | Kongregation der Helferinnen,
Robert-Stolz-Gasse 7

Raum des Gespráches, des Austausches und
des Gebetes | **wöchentlich, jeweils MO**
Information und Anmeldung: both@khg-graz.at

KATHOLISCHE KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit.
Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700 543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN + GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschul-
gemeinde für die Grazer Universitäten
und Hochschulen

Chefredaktion:
Florian Traussnig

Redaktionsteam:
Jennifer Brunner
Agnes Hobiger
Julia Jochum
Harald Koberg
Helga Rachi
Natalie Resch
Günter Schuchlantz
Anton Tauschmann
Jörg Wilkesmann

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz Tel.
0316 / 32 26 28
www.khg-graz.at

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

*Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht
die Meinung der Redaktion bzw. des Heraus-
gebers wiedergeben.*

*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die
urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten
Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber/innen von
Bildrechten werden gebeten, sich unter
traussnig@khg-graz.at zu melden.*

Abo-Bestellung: traussnig@khg-graz.at

Coverfoto:
Markus Jeschaunig, EARTH LOVE, 2020.
Foto © Lena Prehal

WIR BITTEN UM IHRE HILFE!

Am Hochaltar der Leechkirche nagt der Holzwurm und brachte eine Statue zum Herabstürzen.

Das war der Anlass einer umfassenden Generalsanierung des Altars.

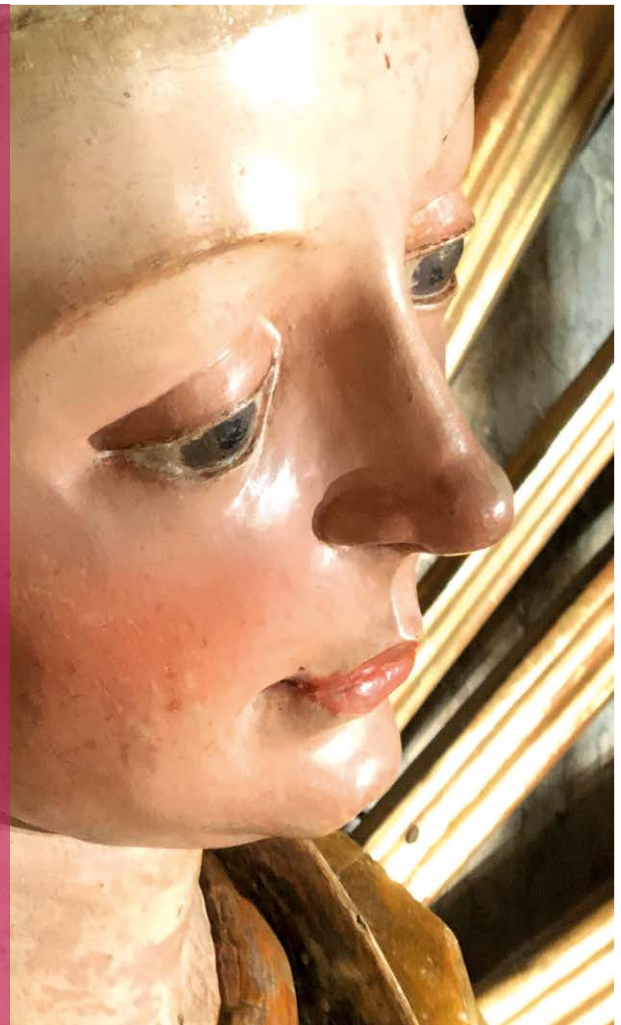
Ein Teil der höchst qualitätsvollen Marmorierung erstrahlt bereits in bisher nicht sichtbaren Farben, auch die gotische Madonna wird einer sensiblen Restaurierung unterzogen.

Zum Weihnachtsfest soll das Gerüst wieder abgebaut und der Altar in neuem Glanz sichtbar sein.

Wir bitten um Ihre Unterstützung!

Katholische Hochschulgemeinde Graz, Stmk. Bank und Sparkassen AG
IBAN: AT31 2081 5033 0070 0543, BIC: STSPAT2G
(Betreff: Renovierung Leechkirche)

Die Spende ist steuerlich absetzbar, wenn Sie über das Konto des Bundesdenkmalamtes spenden! Informationen dazu erhalten Sie im KHG-Sekretariat.



#something completely different - SPENDENAUFTRUF LESBOS -

- Wir rufen zu **Solidarität** mit den Flüchtlingen auf den griechischen Inseln auf
- **Doro Blancke** (Ute Bock-Preisträgerin) und **Helga Longin** sind auf **Lesbos**, um unbürokratisch zu helfen
- dank der Kooperation mit **Home for All** ist **direkte Hilfe für Menschen** in größter Not möglich
- der Winter ist da, es fehlt in Kara Tepe (Moria II) am Notwendigsten (Pampers, Babynahrung, Kleidung, Hygieneartikel)
- mit einer **Geldspende** können vor Ort Flüchtlinge unterstützt und die lokale Wirtschaft gestärkt werden:

SPENDENKONTO:

Doro Blancke – AT93 3842 0000 0002 7516 –
Betreff: Lesbos
www.doroblancke.at





Foto: pixabay

GUIDED PRAYER WEEK

FR 11. – FR 18. DEZ

Mit der Bibel in den Advent

Begleitung: **Sr. Vanda Both sa, P. Wolfgang Dolzer SJ**

Information: both@khg-graz.at, dolzer@khg-graz.at



Foto: Kölbl

INTERNATIONAL CHRISTMAS IM QUARTIER LEECH

DO 24. DEZ

Für Studierende, die Weihnachten ohne ihre Familie in Graz verbringen.

Information, Anmeldung: hochschuleelsorger@khg-graz.at

Quartier Leech, Leechgasse 24

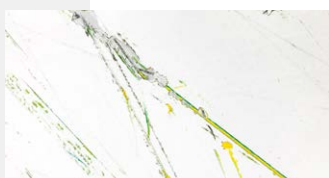


Foto: Hollerer

CLEMENS HOLLERER: „Past and future ruins“

DO 14. JAN 2021, 19:00

Ausstellungseröffnung

QL-Galerie, Leechgasse 24

(Zu sehen bis Ende FEB 2021)



Foto: pixabay

FROM IDEAS TO WORDS

FR 15. JAN 2021, 09:00

How to put your Thoughts Into Text!

Workshop for students in the writing process!

Information, Registration (compulsory): traussnig@khg-graz.at, p.harvey@aai-graz.at

voraussichtlich Online-Veranstaltung



Foto: Prehal

MARKUS JESCHAUNIG: „Earth Love“

DO 15. APR 2021, 19:00

Ausstellungseröffnung

QL-Galerie, Leechgasse 24



Foto: pixabay

WE WANT YOUR VOICE!

Proben jeweils MO, 19.00

Neue Sänger/innen für unser *vokalatelier quartier leech* herzlich willkommen! Vorkenntnisse sind nicht erforderlich.

Information, Kontakt: wrann@khg-graz.at, t.mistelbauer@gmx.at

QL-Vortragssaal, Leechgasse 24

SCHLAG LICHT

„Wie geht es Dir?“ Diese Frage reicht uns diesmal. Keine große Welterklärung, keinen dozierenden Feuilleton-Blick auf die Meta-Ebene strengen wir in diesem Heft an. Nein, in einer Zeit, in der die Gesellschaft und unser Planet so einige Schläge einzustecken haben, berichten hier verschiedene Menschen vor allem darüber, wie es ihnen geht, wie sie durch das Jahr gekommen sind, wie sie in die Zukunft blicken. Liest man sich durch die persönlichen Schlaglichter und Miniaturen dieser Ausgabe, so entkommt man dem Präfix „meta“ am Ende erst wieder nicht: „Ans Licht berufen“, wie die *Black-Lives-Matter*-Aktivistin Precious Nnebedum es ausdrückt, sind wir gerade jetzt.

Florian Traussnig, Chefredakteur

Aufgrund der Corona-Pandemie gelten sämtliche Termine nur mit Vorbehalt!

Infos und Überblick über weitere Veranstaltungen finden Sie unter khg-graz.at, facebook.com/khggraz und www.instagram.com/khggraz